

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filialen: Mauritiusstraße 12 und Bismarckring 29.

480 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 20. September 1914.

68. Jahrgang.

Weshalb England niedergezwungen werden muß?

Von Vizeadmiral a. D. Herman Kirchhoff.

Die herrlichen großen Siege unserer überall mit einem unaufhaltenden Drang nach Vorwärts austretenden Heeresmästen, die durch die schweren Niederlagen und Zusammenbrüche unserer Gegner sich nachgerade vielfach klarer und klarer gehaltene allgemeine Lage haben schon vielfach in Erörterungen der Presse, und wohl unendlich oft in Einzel-Gesprächen, große Teile unseres Volkes auf den Endpunkt des Krieges, auf das zu erringende Endziel hingewiesen.

Selbstredend gehen alle Äußerungen darauf hinaus, baldigt einen endgültigen sicheren Friedensschluß herbeizuführen. Was darunter nun aber in seinen Einzelheiten zu verstehen, welche Forderungen man für diesen zu erlangenden Frieden zu stellen habe, wodurch dieser tatsächlich auf den besten Zeit hinaus zu sichern sei, über alle diese Fragen gehen die Meinungen schon beträchtlich auseinander.

Dass Frankreich gänzlich niedergebunden, aber als eine der hohen Kultur-Nationen nicht ganz zu vernichten sei, ja ein offenes friedliches Nebengebäude mit diesem in der Zukunft anzutreten wäre, wird fast von allen als zu erlangendes Ziel bezeichnet. Desgleichen, daß den nicht nach Europa hingehörenden Gegnern im Osten jegliche Möglichkeit, in den ferneren Zeit wieder feindlich gegen uns aufzutreten, gänzlich beseitigt werden muß, und daß es hier auf einwachen so gut wie keine bedeutenden Kulturkräfte zu erhalten gäbe, darüber sind auch die meisten Stimmen einig.

Nun kommen aber die Gegensätze, und hier findet schon eine ganz wesentliche Scheidung der Meinungen statt, indem man leider aus manchen Blättern klar erkennt, daß das Niederlegen jeglicher Bedeutung des Pazifismus und das Panlawismus gleichbedeutend sei mit Erlangung eines dauernden Friedens, Befreiung der Völker von unerträglichem Joch, Erhaltung der Höhe der Kultur u. dergl. m.

Gegen derartige Behauptungen, in dieser Richtung zu wirken, das heißt also die wirkliche Lage der Dinge gänzlich zu verkennen, kann nur mit äußerster Bestimmtheit vorgegangen werden. Es sei daher im voraus mit größter Schärfe betont, daß es nicht allein darauf ankommt, unsere Gegner in West und Ost niedergebunden, sondern daß wir den so sehr schmerzhaft ererbten Frieden nur dann sicher erreichen, wenn wir das persische Mission, diesen schlimmen aller politischen Schädlinge, dessen Politik durch Jahrhunderte hindurch unablässig mit Hinterlist und Treulosigkeit sowie schändlicher Rücksichtslosigkeit erfüllt und betrieben worden ist, so niederzwingen, daß sein Haupteinfluß auf dem Erdenrund dauernd gebrochen wird.

England zu bezwingen, bleibt die Hauptaufgabe für uns, Englands Einfluß wesentlich zu mindern, wird eine Segensart für die Kultur der ganzen Welt sein. England darf auf keinen Fall die hervorragend einflussreiche Stellung behalten, die es noch vor kurzem inne hatte. Die letzten Schritte zur Abrechnung mit England, zur Zerschlagung seines nach jeder Richtung hin so unendlich schädlichen Einflusses sind bereits getan und der Wege zur Erlangung unseres Willens gibt es jetzt eine ganze Zahl, die nicht einmal alle zugleich beschritten zu werden brauchen, um unsere großen Gegner auf der anderen Seite der Nordsee niedergebunden, so wie es was es wolle.

Leicht wird die Aufgabe nicht zu lösen sein; aber diese Arbeit ist des Schweißes der Edlen, der vielen erforderlichen Opfer von Blut und Gut wert.

Was ist es denn vorwiegend, das das Schuldkonto Englands im Hauptbuch der Welt zu solcher Höhe hat aufschwellen lassen? Bedarf es dafür noch besonderer Beweisführung? Es sei drum. Weil England durch Jahrhunderte hindurch dauernd unter dem Vorzeichen eines Kampfes für hohe Ideale stets nur die schändliche Selbstsucht getrieben hat; weil dieser Staat sich nie an die heiligsten Verträge gehalten hat, wenn deren Bruch ihm Vorteile einbrachte; weil England auf dem ganzen Erdenrund Völker über Völker schmählichst vergewaltigte, allein, um sich zu bereichern; weil dies Land seine Nebenbuhler voll schändlicher Mord mit allen nur denkbaren Mitteln dauernd niedergebunden versucht hat; weil seine Regierung stets, und zwar ausnahmslos mit Erfolg, andere Staaten und Länder für sich hat arbeiten und die Ressourcen aus dem Feuer hat holen lassen; weil seine Beamten und Oberen in ständiger Form unablässig die Welt zu täuschen und hinhalten gewußt haben, bis sich die betreffenden Völker zu ihren Gunsten gestalte und sie dann rückwärtslos für sich eingetretene vermochten; weil britischer Reich und Macht uns Deutschen nicht gekostet will, im friedlichen Wettbewerb mit aller Welt uns zu entwickeln; weil das ganze englische Volk vermeint, durch Geld und Lüge die Welt im Schach zu halten und dauernd regieren zu können, während es selbst in bedeutungslosem Wett-Sport und Wett-Spiel, dem jetzt fast jeglicher stiller Ernst fehlt, aufgeht.

So könnte man in unendlich langer Reihe Gründe über Gründe anführen und für alle diese Gründe mit leichtfertiger unüberlegbarer Beweis herbeiholen, die sämtlich klarlegen, daß ein solches Land und Volk nachgerade all und jeden Anspruch verloren hat, aller Welt immerwährend Maßregeln vorzuschreiben und die Rechte aller Völker unablässig mit Füßen zu treten.

England muß niedergebunden werden! Können wir das und wird uns das möglich sein? Ja, und abermals ja. Noch nie hat Lüge und Unwahrheit, Falschheit und List so im Frieden während langer Jahre obgelebt, noch nie ist aller Welt so unzweifelhaft klar vor Augen geführt, wie es tatsächlich mit dem sogenannten fairplay Mit-Englands beschaffen gewesen ist, wie diesmal. Es ist, als ob fast jedem

Einzelnen dieses heuchlerischen Volkes plötzlich gewaltig die Maske vom Antlitz gerissen worden ist. Wie es um die Welt stünde, wenn das barbarische Rußland, das eitle Frankreich und das bestialische Serbien und Belgien siegen würden, darüber waltet kein Zweifel.

Aber deutsche und österreichische mächtige Schläge haben das Trugbild zerstört. Deutsche militärische und maritime Kraft steht in der Nordsee und an der Kanal-Mündung bereit, sich mit aller Kraft, zu Wasser, in der Luft, zu Lande, mit allen Mitteln, auch mit denen der Gold- und Wirtschaftskräfte, auf dies England zu stürzen, um es zur Unterwerfung zu zwingen.

Und wir Deutsche, wir werden das fertig bringen.

ob in Kürze oder erst nach längerer Zeit. Unablässig werden all unsere Organe mitwirken, und werden nicht ruhen noch rasten, bis wir dies hehre Ziel erreicht haben. Das fällt unser Inneres aus, jede Faser ist gespannt, mit allen Fasern sind wir darauf eingestellt, den Kampfpfeil, die Siegespalme zu erringen. Es ist eine wahre Lust, jetzt zu leben, eine Botschaft zu erfahren, daß doch noch Wahrheit und Gerechtigkeit, Treue und Recht ihre alte Kraft auszuüben imstande sind. Auf denn gegen dies England, den Verderber aller Völker, den Urheber alles Kriegsgeländes ringsum; der Weltfriede kann, ja darf erst abgeschlossen werden, wenn England am Boden liegt, darüber darf nur eine Meinung herrschen.

Vom Kriege.

Die große Schlacht in Frankreich

London (über Rotterdam), 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Seit gestern liegt keine neue amtliche Mitteilung über die Kämpfe in Frankreich vor. Die letzte französische Mitteilung besagt nur, die Schlacht dauere fort. Die „Times“ erörtert in einem Artikel die deutschen strategischen Absichten, die ihr unklar sind. In einer Erörterung der Lage in Nord-Frankreich kommt der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ zu dem Schluß, daß die Deutschen, nicht wie englische und französische Quellen glauben machen wollen, handhalten, um den Rückzug auf die Maas zu decken, sondern, um ihre Offensive fortzusetzen, zumal weil das deutsche Zentrum schon vorrückt. Entscheidend sei die Frage, welcher von den beiden Gegnern über die größten Verluste verleihe, und diese baldigt einsehen könne. Ein Privat-Telegramm meldet dem „Berliner Lokal-Anzeiger“, daß das Blatt „Star“ dem Schreiben eines englischen Offiziers in Ostfrankreich den folgenden Passus entnimmt: Wenn man die Verluste der vielen Kämpfe zusammenzählt, sieht man, daß ein furchtbares Gemetzel angerichtet ist. Die französische Artillerie ist der deutschen in ihrer Wirkung nicht gewachsen, denn die schweren Krupp-Haubitzen sind die schrecklichsten todschlagenden Kriegsmaschinen, die je erfunden worden sind.

Rußland will das baltische Deutschtum vernichten.

Berlin, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Das die von den Deutschen bewohnten russischen Provinzen Livland, Estland und Kurland in der Gefahr schweben, durch den Krieg in schwere Mitleidenschaft gezogen zu werden, ist bereits mehrfach gemeldet worden. In banger Sorge haben sie sich daher nach Petersburg gewandt und die russische Regierung gebeten, ihnen Schutz von Leben und Eigentum gegen die drohenden Angriffe des fanatischen Pöbels zu gewähren. In den leitenden Petersburger Kreisen scheint man über diese Frage aber anderer Ansicht zu sein, denn einem Vertreter des baltischen Deutschtums, der um eine Audienz beim Ministerpräsidenten nachgesucht hatte, um ihm die bedrohliche Lage der Provinzen vorzutragen, antwortete dieser kurz:

„Sie sind im Irrtum, wenn Sie glauben, unsere Regierung werde sich beeilen, besondere Vorkehrungen zu Ihrem Schutz zu treffen. Rußland kämpft nicht nur gegen Deutschland, es kämpft auch gegen das Deutschtum.“

Die Strafe für diese rohe Antwort wird nicht ausbleiben. Unsere Aufgabe wird es sein, das unter der russischen Knute leuzende Deutschtum zu befreien.

Anruhen in Rußland.

Sofia, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Ein Bericht aus Petersburg vom 14. September stellt fest, daß man in Rußland unruhig zu werden beginnt. Die zu Mißtrauen neigende Bevölkerung Petersburgs, die nach den hochtrabenden Versprechungen zu Anfang des Krieges und über den Verlauf des Feldzuges unruhig geworden ist, ist sehr enttäuscht. Während erwartet

Brand eines Dorfes bei Lüneburg.

Lüneburg, 19. Sept. (Tel.)

Ein gewaltiges Schandfeuer ächerte in dem Dorfe Neu-Darschau bis gestern Abend 12 Gebäude ein. Die Vorarbeiten wurden durch den herrschenden Sturm sehr erschwert. Der Schaden läßt sich noch nicht überschauen, ist aber sehr bedeutend. Die Entschädigungssache ist unbekannt.

wurde, die große russische Armee würde Oesterreich-Ungarn niederwerfen, und dies nicht geschah, hat auch das Ausbleiben von Siegesmeldungen aus Frankreich und der Verlauf der Operationen in Ostpreußen schwere Enttäuschungen gebracht. Der Vormarsch der deutschen Truppen auf russischem Boden ruft in Petersburg lebhafteste Unruhe hervor. Es werden Stimmen gegen die militärische Großsprecherei laut. Die Bewegung, die sich in den Arbeiterkreisen zeigt, hat außerordentliche Schussmanahmen veranlaßt. Hausdurchsuchungen und Verhaftungen sind an der Tagesordnung. Es herrscht geradezu eine krankhafte Furcht vor deutschen Spionen.

Reise des Zaren nach Kiew.

Sofia, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Nach Meldungen aus Petersburg begibt sich der Zar in der nächsten Woche nach Kiew. Die ursprünglich geplante Reise in das Hauptquartier unterbleibt vorläufig.

Zu den Friedensbemühungen Nordamerikas.

London, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Das Bureau Reuters meldet aus Washington, Reichs-Lanzler v. Bethmann-Hollweg habe dem amerikanischen Botschafter in Berlin, Gerard, bei einer Besprechung des Vermittlungsangebots des amerikanischen Präsidenten, Wilson, gesagt, ein etwaiges Angebot müsse von den gegnerischen Verbündeten ausgehen, da diese sich verpflichtet hätten, nur gemeinsam Frieden zu schließen.

Billige Erfolge der Engländer.

Wolffs Büro meldet: Nach zuverlässigen Meldungen ist nunmehr, wie erwartet, auch Rabaul, der Sitz des Gouverneurs von Deutsch-Guinea, von den Engländern besetzt worden.

Wenn — — —!

Rom, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Wie verlautet, lieh Rußland in Konstantinopel wissen, es sei bereit, wegen der Kapitulationen mit der Türkei zu verhandeln, wenn die Türkei neutral bleibe.

Ein Glückwunsch an den Kreuzer „Stettin“

Stettin, 19. Sept. (Tel.)

Der Magistrat der Stadt Stettin hat an den Kommandanten des Kreuzers „Stettin“, der in der Nordsee ein schweres Gefecht mit überlegenen englischen Kriegsschiffen gehabt hat, folgendes Telegramm gerichtet:

Durch Privatschriften von dem heldenmütigen Kampfe unseres Patenschiffes in der Nordsee am 28. August gegen eine vielfache englische Übermacht Kenntnis erhalten, beglückwünschen wir in Freude und Stolz die wackere Besatzung und ihren Kommandanten aufs herzlichste zu ihrer würdigen Haltung.

Der Magistrat der Stadt Stettin.

(gez.) Aldermann.

Drohender Bürgerkrieg in Albanien.

Durazzo, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Ein Teil der albanischen Albanesen will den Sohn Abdul Hamids zum König ausrufen, während ein anderer Teil es vorzieht, Esad Pascha zum König zu wählen. Beide Anwärter haben sehr viele Anhänger, weshalb ein Bürgerkrieg befürchtet wird.

Italien vor der Entscheidung.

Rom, 19. Sept. (Tel. Gr. Vln.)

Während an der Marne die Entscheidung über das Schicksal Frankreichs fällt, wird auch hier die letzte Entscheidung in der papierenen Schlacht geschlagen, unter der

sich die Entstellungen der Entente verbargen, um Italien aus der Neutralität zu locken. Der Kampf tobte am heftigsten und schien am aussichtsreichsten für unsere Gegner in den vergangenen Tagen, als er von Siegesnachrichten aus Paris, London und Petersburg sekundiert wurde. Dies gab für die italienischen Entente-Freunde und diejenigen, die aus dem Verharren in der Neutralität Schaden für das Land und Einbuße an der internationalen Bedeutung fürchteten, starken Auftrieb. Die Regierung und die besonnenen Elemente, die an der Neutralität festhalten wollten und sich so den Schutz der italienischen Interessen und der Neutralität selbst von der energiegelassen diplomatischen Vertretung versprochen, hatten dem kühnen Treiben gegenüber einen schweren Stand. Diese hohe Spannung wegen der Stellung Italiens sowohl nach außen wie nach innen ist von hoher Bedeutung, weil sich daraus die Gewissheit ergibt, ob in Italien der mit der republikanischen Umformung des Staates offen oder verdeckt liebäugelnde Radikalismus oder die an der Politik der Zentralmächte festhaltenden Monarchisten den Sieg davontragen. Daß dies der historische Kernpunkt ist, wird auch hier immer mehr anerkannt, und man darf annehmen, daß die Gefahr, den mühevoll und mit heroischen Opfern aufgebauten Staat den revolutionären Neuerern ausgeliefert zu sehen, am wirkungsvollsten war und daß die Regierung allen Versuchungen der Stunde widersteht.

Wie sich an der Warne die Wage zugunsten der Deutschen neigt, mehrten sich auch hier — wie der „Krf. Ztg.“ gemeldet wird — die politischen Anzeichen, daß die konstitutionelle italienische Politik den Ansturm der Gegner abwehren wird.

Der Raper- und Minenkrieg.

Amsterdam, 19. Sept. (Tel. Gr. Bf.)

Das englische Kriegsgericht bestimmte, daß bei gefaßten Schiffen feindlicher Mächte die auf den Schiffen ruhenden Hypothekenforderungen aus neutralen Staaten abgewiesen werden. Durch diese rücksichtslose Maßregel verlieren die holländischen Hypothekengläubiger bereits namhafte Summen.

Oslo, 19. Sept.

Wolffs Büro meldet: Die Direktion der Seefahrtsgesellschaft „Adria“ teilt amtlich mit, daß der Adria-Dampfer „Bathory“, welcher von Havre nach Kolumbe mit einem englischen und französischen Freibrief unterwegs war, in der Nähe des Hafens Vigo gesunken ist. Die Direktion der Adria hat jedoch weiterhin erfahren, daß das Schiff versenkt wurde und erklärt, Beweise zu haben, die zur Grundlage von Schadenersatzansprüchen geeignet sind. Die Mannschaft des Schiffes ist gerettet worden.

Die Angst vor den deutschen Minen.

Chikania, 19. Sept. (Tel. Gr. Bf.)

Die englische Admiralität hat den neutralen Fischkuttern, auch wenn sie ihre Flagge zeigen, verboten, an der Doggerbank zu fischen, da die Admiralität befürchtet, daß Schiffe unter neutraler Flagge heimlich deutsche Minen legen.

Die Barbaren.

Frankfurt a. M., 19. Sept. (Tel.)

In einem Privatbrief eines preussischen Majors, der der „Frankfurter Ztg.“ im Original vorlag, heißt es: Meine Brigade kommandierte mich gestern ins Lazarett, um über einen Franzosen zu Gericht zu sitzen. Es war ein Gefreiter, Ende der dreißiger Jahre, der seit 1895 Soldat ist. Er gab anzuwunden zu, zwei verwundeten deutschen Soldaten des 9ten Armeekorps, das einige Tage vorher die Maasübergänge genommen hatte, mit dem Bajonett die Augen ausgestochen zu haben. Nach dem Grund dieses Vorgehens gefragt, antwortete er in französischer Sprache: „Das ist eine Art der Vergeltung wie jede andere.“ Damit war mein Auftrag erledigt; ich meldete das Ergebnis der Untersuchung meiner Brigade,

die den Franzosen am 31. August abends in X. erschossen ließ. Er war bei der Begehung der Tat abgestraft worden und hatte deutschen Sanitätern gegenüber behauptet, er habe auf Befehl seines Vorgesetzten gehandelt. Die Sanitäter sagen, er habe etwa dreißig deutschen Soldaten die Augen ausgestochen.

Einem gefallenem Freunde.

Ich hatt' einen Kameraden

Wehe, das Lied ist aus!

Im Krieg wird scharf geladen.

Er kam in Welschland zu Schaden

und hauchte sein Leben aus.

Sein junges lachendes Leben . . .

Verdammt, mir wird so weh,

als müßt' ich's wieder ihm geben

Hier mit dem Saft der Reben,

daß ich sein Bildnis seh'!

So saß er an meiner Seite,

so zechte er lustig mit

Signal — — Leb wohl! — — Ich reite! — —

Ich: „Wie ich Dich beneide

um jeden Schritt und Tritt!“ —

Und jetzt? — Fahrt hin in Scherben,

Du Flasche und du Glas!

Die Besten müssen sterben!

Doch aus dem Tod und Verderben

blüht Rache uns und Haß! —

Ich hatt' einen Kameraden

Ich habe keinen mehr! — —

Er kam in Welschland zu Schaden!

Gott nehme ihn auf in Gnaden! — —

Es lebe des Kaisers Heer!

Heinz Gorrenz-Wiesbaden.

Die schwarzen Horden.

Die „Kölnische Zeitung“ veröffentlicht folgenden Brief eines Kämpfers an seine Angehörigen:

Die schwarzen französischen Soldaten sind die äbelsten Leute, welche die Welt je gesehen hat. Sie stehen alle verwundet nieder, und dabei gibt es noch Menschen, die diese Gesellschaft schonen wollen. Wir hoffen hier alle, daß man zu Hause die Schwarzen ordentlich arbeiten läßt und sie nicht zu gut verpflegt. Man sollte sie mit den Engländern, deren Waffenbrüder sie ja sind, zusammenperren, damit sie auch in der Gefangenschaft immer recht nahe beieinander bleiben und die Weisheit an die Wohlgerüche der Schwarzen gewöhnen. Wenn man das durchführt, meldet sich in England sicher kein Mensch mehr zum Eintritt in das Heer. Es muß nur in England bekannt werden, daß Engländer und Schwarze nebeneinander sitzen.

Die Wahrheit ins Ausland!

Ein Vorschlag.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Der Verbreitung der Wahrheit ins Ausland bereitet die Vorchrift Schwierigkeiten — daß nur Briefe in deutscher Sprache über die Grenzen Deutschlands befördert werden. —

Deutsch sprechen die wenigsten Ausländer — wie soll man es da anfangen, ihnen die Wahrheit beizubringen. — Es müßten für solche Fälle Ausnahmen erlaubt und offene Briefe, welche diesen Zweck verfolgen, in französischer

scher, italienischer oder englischer Sprache zur Beförderung zugelassen werden — nachdem sie vorher von einem zuständigen Beamten — oder vereidigten Freiwilligen geprüft worden sind.

Das Ergebnis der Kriegsanleihe.

Aus Berlin wird uns telegraphisch gemeldet: Das Zeichnungsergebnis war schon wegen der erschwerten telegraphischen Verbindung heute noch weitaus nicht zu übersehen. In Kreisen der Stempelvereinerung hat man vorläufig taxiert, daß über drei Milliarden Mark an Zeichnungen einkamen. Der Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ hört, daß bei der Preußenkasse ungefähr dreißig Millionen Mark eingelaufen sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Hauptkassen der Preußenkasse, also die Sparkassen, wegen der hohen Konfiskation von 35 Pfennig überwiegend direkt bei der Reichsbank gezeichnet haben, so daß in der Hauptsache bei der Preußenkasse nur Zeichnungen von Verbandskassen vorliegen. Die Preußenkasse zeichnet außerdem für sich 30 Millionen Mark. Bei der Kur- und Neumarktschen Darlehenskasse sind nicht nur 5 Millionen, sondern 8 Millionen an Zeichnungen eingegangen. Die Stadt Dortmund zeichnete 15 Millionen.

Wie uns von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, sollen die Einzelergebnisse der Reichsbankstellen erst zur Veröffentlichung gelangen, wenn neben dem Gesamtergebnis auch die Zahlen der bei den Hauptanstalten gezeichneten Beträge bekanntgegeben worden sind.

Es ist naheliegend, daß aus der höheren oder niedrigeren Ziffer der einen Stelle noch keine Rückschlüsse gezogen werden dürfen. Besonders in einer Stadt wie zum Beispiel Wiesbaden, wo außerordentlich viele Privatsparbanken ansässig sind, bleibt zu berücksichtigen, daß einzelne Zeichnungen infolge geschäftlicher Verbindungen und anderwärts gelegener Niederlassungen nicht am Wohnsitz des betreffenden Zeichners erfolgen konnten. Das Bild wird auf diese Weise verschoben, vielleicht zu Ungunsten des Wohnsitzes; der Ausgleich vollzieht sich beim Vergleich der Gesamtziffern.

Wenn nun auch in Wiesbaden nicht ganz diejenige Ziffer der Anmeldungen erreicht worden ist, auf die zu zählen der besonders hohe Wehrsteuerbetrag unserer Stadt berechtigte, so kann doch betont werden, daß eine über Erwartung große Masse von kleinen Subskribenten Zeichnungen sandte. Mit die höchste Zahl von einzelnen Posten und mit die größte Summe hat der Vorshufverein zu Wiesbaden, c. G. m. b. H., Friedrichstraße 20, zur Anmeldung gebracht; sind doch bei ihm allein 3526 000 M. in etwa 1400 Posten gezeichnet worden, wobei besonders hervorzuheben ist, daß ein sehr großer Teil sich zusammensetzt aus kleinen, von der Sparkasse entnommenen Beträgen.

Aber auch mit der Gesamtziffer seiner Zeichnungen wird der Wiesbadener Platz, das steht fest, eine hervorragende Stelle einnehmen.



Der Glückstifter.

(Schluß.)

Ich trat ein. Der Wirt steckte die an der Decke hängende Petroleumlampe an. Von den unispezialierten Wänden fiel der Mantel, die Fenster ohne Vorhänge, auf den Tisch liegenden Bündel blieben. Der ganze Raum ein Bild des Verfalls, der Willkür, der Verwahrlosung. Das Mädchen fragte nach meinem Begehren. Ich hoffte, ein Schöpfungswunder zu sehen, um deswillen ich die jungen Vurischen jetzt durch die Tannenwälder zu Tal trugen. Und wenn es auch gerade kein Wunder war . . . ein verheult hübsches Ding war es schon; der Wirt schlief, der Gang wiegend, und in dem blühenden Gesicht loderten ein Paar sehr verheißungsvoller Augen, die einen verliebten Knaben wohl schon zur äußersten Torheit treiben konnten. Und während der Wirt draußen auf der Terrasse mit Wasser und Besen hantierte, um den gräßlichen roten Fleck zu entfernen, hing ich mit Emmerenzia Pauffer ein Gespräch an. In ihrer Stimme gitterte auch nicht der leiseste Nachklang der Tragödie, die sich hier vor zwei Stunden ihrer Willen abgepielt hatte. Nur ein paar Tränen tropften über die Wangen.

„Warum weinen Sie denn?“

„Weil ich fort muß!“

„Weil sie mir nur Unglück bringt!“ vollerte der wieder eintretende Wirt dazwischen. „So ein Mädel!“ Seitdem sie hier ist, kommt kein Mensch mehr! Alle Leute scheucht mir die Hege fort! Na, am Montag früh bin ich endlich los!“

In diesem Augenblick ertönten von der Terrasse her ein paar Stimmen, die in französischer Sprache sehr ungeduldig nach der Bedienung riefen. Der Wirt, an eine derartige Störung längst nicht mehr gewöhnt, stand ganz betroffen und entschloß sich schwer, dem Rufe Folge zu leisten. Ich hörte draußen ein paar Worte wechseln. Der Wirt trat wieder ins Zimmer und flüsternte:

„Emmerenzia, geh' mal 'naus! . . . Es sind zwei Franzosen aus dem Hotel da!“ Und während er in den Weinkeller hinabstieg, um den bestellten Champagner zu holen und das Mädchen geistlich hin und her eilte, trat zu meinem Erstaunen ein deutsches Ehepaar, mit dem ich im Viktorial ab und zu ein paar Worte gewechselt hatte, in das Wirtszimmer und begrüßte mich; sie hätten soeben von der Nord-

geheide gehört und mühten sich die Kellnerin doch auch einmal ansehen. Und gleichsam, als ob sich die paar hundert Gäste des Hotels „Victoria“ zu einem Stillsitzen im „Grand-Restaurant Jungfrau“ verabredet hätten . . . im Laufe der nächsten halben Stunde war die schmucke Wirtshube überfüllt, auf der im hellen Mondlicht schimmernden Terrasse, auf deren Asphalt immer noch der dunkle Fleck sich zeigte, strahlten die Plaisirs der Herren und funkelten die Brillanten der von der gemeinsamen Tafel kommenden Damen. In deutscher und französischer, englischer und italienischer Sprache wurde der Wunsch geäußert, die interessante Kellnerin zu sehen. Jetzt war sie schon interessant! Als ich endlich das Lokal verließ, konnte der bekannte Apfel nicht zur Erde fallen. Unter den Anwesenden bemerkte ich auch mehrere Hoteldirektoren . . .

Am nächsten Abend erzählte mir der Doktor bei Tisch: es habe den ganzen Tag eine wahre Völkerverwanderung zum „Restaurant Jungfrau“ gegeben; ja, selbst aus all den weiter talwärts gelegenen Ortschaften seien die Fremden hinausgepilgert, um die „berühmte“ Emmerenzia zu besichtigen. Jetzt war sie schon berühmt!

„Na“, erwiderte ich, „ich gönne ja dem armen Trost das gute Geschäft; aber lange dauert die Herrlichkeit nicht mehr, denn morgen geht das Mädchen ja fort!“

Als Liebhaber dramatisch-bewegter Situationen fand ich mich am Montag morgen pünktlich in der „Jungfrau“ ein, um dem Abschied Emmerenzias vom Wirt beizuwohnen. Ich kam gerade im rechten Augenblick. Die berühmte Kellnerin trat „geglüht und geräut“, wie der edle Attinghausen so schön bemerkt, aus der Küche ins Wirtszimmer mit den Worten:

„Sol' Herr Wirt, ich ziehe jetzt!“

Eine kurze, gewitterchwangere Pause; dann in prachtvoller Steigerung, deren sich zwei erste Schauspieler nicht hätten zu schämen brauchen:

„Du bleibst hier!“

„Nein!“

„Du bleibst!“

„Ich gehe!“

„Wohin?“

„Das geht Sie nichts an!“

Die plötzliche Verhöhnung hatte Emmerenzia Mut gemacht und der Wirt merkte, daß er nicht mehr mit der geduldigen Untergebenen von vorgehern, sondern daß er es

mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hatte. Der Pfiff, der in seinem vis-à-vis die Ursache seines über Nacht aufgelaufenen Geschäftes sah, zog also mildere Saiten an. „Du hast mich vorgehern gebeten, hier bleiben zu dürfen . . .“

„Das war vorachtern!“

„Also, ich will Dich behalten, aus . . . aus Mitleid!“

„Ich brauche Ihr Mitleid nicht! Ich gehe“ — und jedes ihrer Worte schien in Gift getaucht — „in die Bar vom Hotel Viktorial!“

Mit einem Satz war er an ihrer Seite und ergriß ihre Hand.

„Emmerenzia“, leuchtete er in wahnwitziger Angst, „ich . . .“ und er drückte, als ob an jeder Silbe ein Mädelchen von zehn Zentner Gewicht hinge, „ich gebe Dir fünf Francs wöchentlich!“

„Die verdiene ich mir im „Victoria“ an einem Abend!“

„Zehn Francs“, steigerte er großartig, „zehn Francs!“ und er zog die Worte auseinander wie eine böhmische Röhre einen Strudelteig.

„Nein!“ höhnte sie grausam.

„Fünfzehn!“ schrie er tollkühn.

Sie ergriß ihren Handlöffel und wendete sich zur Türe.

„Zwanzig“, flüchelte er honigfüßig.

„Ich hab' mir die Sache überlegt: bei so einem einschüchternden Mann kommt ein armes Mädel nur um seinen guten Ruf! Ein hübscher Mann ist ja der Herr Wirt, da ist mir die Geschichte doch zu gefährlich!“ und sie sah ihn verheißungsvoll mit ihren lodernen Augen an und redete ihren jungen, knospenden Körper.

„Kreuzmilionendonnerwetterhimmelhergottsaframent!“

brüllte der Wirt in einem Gemisch von befehlender Wut und wütender Sinnlichkeit, „dann . . . dann . . . dann wirft Du eben in drei Teufels Namen die . . . die . . . Fran . . . Wirtin!“

„Darüber läßt sich reden“, erwiderte Emmerenzia sehr ruhig und setzte ihren kleinen Koffer wieder auf den Tisch.

Ich freute mich herzlich dieser originellen Liebesart und dem so ideal geklärten Paar meinen Segen gebend, schlich ich von dannen.

Das Geschäft florierete; es gehörte plötzlich zum guten Ton, im „Grand-Restaurant zur Jungfrau“ nachmittags den Tee und in der köstlichen Abendluft auf der Terrasse eine Erfrischung einzunehmen.

Als ich im nächsten Jahre wiederkam, fand ich das Dörs-

Pfeile — die modernsten Luftwaffen.

Zu den Geschossen, Bajonetten, Panzen und Säbeln kommt im Völkerringe als modernste Waffe eine Luftwaffe hinzu, deren Verletzungen die Kriegschirurgie gewöhnlich nicht behandelt: der Pfeil, eine an sich uralte Waffe. Von kriegschirurgischen Erfahrungen mit Pfeilen berichtet der Stuttgarter Unterarzt Johannes Volkman in der feldärztlichen Beilage der „Münchener medizinischen Wochenschrift“. Ueber die Art der Anwendung der Pfeile teilt Volkman nach Angaben eines Kämpfers folgendes mit: „Unser Regiment lag am 1. September nachmittags 5 Uhr in der Nähe von E. am Nachtplatz, die Bataillone in Kompaniefront mit etwa acht Schritt Zwischenraum zwischen jeder Kompanie, das erste Bataillon in der Mitte, das zweite links und das dritte rechts davon, während zwei Flieger in etwa 1200 bis 1500 Meter Höhe über uns kreisten. Plötzlich fühlte ich einen heftigen Schmerz am rechten Fuß dicht oberhalb der Ferse. Im ersten Augenblick glaubte ich, von einem Nachbarn aus Versehen getroffen worden zu sein, wurde aber sofort eines anderen belehrt, denn um mich herum schrien fast gleichzeitig noch andere auf, und auch die Pferde eines Padvagens wurden ichen. Als ich meinen Fuß betrachtete, sahe ich einen eisernen Pfeil etwa anderthalb Zentimeter darin, den ich sofort herauszog; auch ungefähr fünfzehn Kameraden um mich waren von denselben Geschossen getroffen worden, der eine durch beide Beine, der andere wurde mit seinem Fuß dadurch an den Boden gespießt, einem dritten war der Pfeil in die Wade und den Mund gegangen, auch ein Pferd war dicht über dem Auge getroffen. Nachdem sich unser Erkennen etwas gelegt hatte, konnten wir erst entdecken, woher wir beschossen worden waren. Wir konnten nur von den Flugzeugen aus so überschnitten worden sein. Alle unsere Verwundungen waren nicht schwer, sodas wir bald verbunden waren. So gut es ging, froh nun jeder unter die Wagen, um sich zu schützen.“ Aus Erzählungen anderer Kämpfer hat Volkman entnehmen können, das im ganzen etwa fünfzig Geschosse niederging, von denen die meisten das rechts liegende dritte Bataillon trafen, während vom ersten nur noch ein Mann verletzt wurde. Wenn wirklich im ganzen fünfzig Mann getroffen worden sind, entspricht das 33 Prozent Treffern, sodas also Pfeile, die auf dicht gedrängte Abteilungen ausgeföhrt werden, eine nicht unerhebliche Wirkung haben. Die Pfeile, von denen Volkman einen im Stuttgarter Kriegerverein vorzeigen konnte, sind etwa zehn Zentimeter lange Stifte aus Preßstahl von acht Millimeter Dicke. Das untere Drittel ist massiv und läuft in eine sehr scharfe Spitze aus; oben besteht der Pfeil aus einem Gerippe von vier dünnen Stäben, das im Querschnitt sternförmig ist. Die Pfeile fallen also mit der Spitze voran und bestreichen einen ziemlich großen Raum dank der Schnelligkeit des Abfluges. Sie haben ein Gewicht von sechzehn Gramm. Wahrscheinlich werden sie einfach vom Luftschiffe ausgeschüttet. Trotz des geringen Gewichtes können sie, da sie aus großer Höhe fallen, eine ziemlich starke Durchschlagskraft erreichen. Die meisten Verletzten trugen nur unbedeutende, ziemlich rasch heilende Wunden davon, was wohl daran liegt, das die meisten lagen und an Füssen und Beinen getroffen wurden. Ein Kopfstich, der durch die Schläfe ein- und durch die andere Kopfseite ausdrang, wirkte sofort tödlich. Jrgend welche Nebenwirkungen traten bei den Verwundeten sonst nicht auf; die Pfeile sind also ebenso wenig giftig, wie die französischen Infanteriegeschosse mit dem Ladring, von denen man das ursprünglich glaubte.

Staatlicher Sanitätsdienst und freiwillige Krankenpflege.

Berlin, 19. Sept.

Da das heraldische Abzeichen des Roten Kreuzes auf weitem Grunde nach dem Genfer Abkommen Wahrzeichen des gesamten Sanitätsdienstes ist, hat sich für ihn die Bezeichnung „Rotes Kreuz“ eingeföhlichen. Es ist aber irrig anzunehmen, das sich die deutsche Deeresverwaltung nur der vorwiegend auf freiwillige Organisationen verlassenden Sanitätsdienst besitzt schon längt einen umfassenden staatlichen Sanitätsdienst, der das Ergebnis sorgfältiger, bis ins einzelne gehender Friedensvorbereitungen ist. Er ist genau so gut mobil gemacht wie die kämpfenden Truppen. Die freiwillige Krankenpflege ist in den staatlichen Sanitätsdienst eingefügt und wird von der Militärbehörde geleitet. Das Rote Kreuz mit seinen zugehörigen Vereinen und Anstalten ist nur ein Teil der freiwilligen Krankenpflege. Neben ihm arbeiten die schon seit den Kreuzzügen tätigen Ritterorden. Im Operationsgebiet ist der Dienst lediglich Sache der staatlichen Organe und militärischen Sanitätsformationen. Im Etappengebiet bestehen die vom Staat geschaffenen Einrichtungen (Kriegs-

zuz „Jungfrau“ sauber getrichen, an den hellen Fenstern bläuhweiße Vorhänge, das Wohnzimmer war elegant möbliert, die Terrasse, von welcher der rote Fied völlig verschlungen war, mit Blumen geschmückt und drei schrecklich vornehm tuende Kellnerinnen in sehr freundlich empfangenden Kleidern bedienten die zahlreichen Gäste. Aus der Küche drangen Kaffeegeruch und Rindergequale und an der Wand der Wirtstube hing eine lebensgroße, pompös eingerahmte, mit einem Alpenrosenfranz gezierte Photographie eines hübschen jungen Mannes, der träumerisch auf das bunte Restaurantleben blickte. Und als ich die blühende junge Frau Emmerenzia fragte, wer denn der beneidenswerte Jüngling sei, der sich dieser seltenen Versorgung und Ehre erfreue, antwortete sie aus vollem Munde lachend: „Der? Das „A“ doch der damische Burische, der sich im vorigen Jahre meinestwillen erschossen hat“, und dem Bilde in rührender Dankbarkeit aufsehend, fügte die demütigste Kleinigkeit hinzu: „Ach, auf den lasse ich nichts kommen, ohne den hätte ich ja meinen Mann gar nicht gekriegt.“ Der dumme Kerl war ja unser Glückstifter! ... Trinken Herr Doktor Kaffee oder Tee? ...“

Der Ursprung des Namens Antwerpen.

Eine belgische Legende von Gertrud Jacobi.

Die belgische Stadt Antwerpen steht gegenwärtig im Mittelpunkt des Interesses. Von der Entstehung ihres Namens erzählt folgende Legende:

Die holze Hauptstadt Belgiens liegt an der breiten majestätischen Schelde. Sie war nach der Entdeckung Amerikas und Indiens die bedeutendste Handelsstadt Europas. Der unermessliche Reichtum, der sich hier anhäufte, verhalf mit einer äppigen Lebensführung Kunst und Wissenschaft zu höchster Blüte. Von dem Antwerpener Hafen aus schweifte der Blick weit hinaus, dem breiten allübernden Strome folgend. Noch heute, genau wie vor Jahrhunderten, fahren die Schiffe aus der Nordsee kommend bis in den tiefsten Hafen Antwerpens.

Zur Zeit, als die Romanen das Land in Besitz hatten, war Antwerpen nur ein armseliges Fischerdorf ohne Na-

Etappen-, Seuchenlazarette, leichte Kranken-, Genesungsabteilungen, sowie die Vorkehrungen zur Heimbeförderung. Zur Unterstützung ist die durch Delegierte vertretene freiwillige Krankenpflege zugelassen. Im Heimatgebiet ist ebenfalls die Unterbringung der Heimgekehrten grundsätzlich zunächst Sache der Deeresverwaltung, den gesamten Dienst in den Heimatlazaretten (Reservelazarette genannt) leitet und bezahlt der Staat. Die freiwillige Krankenpflege stellt zum Teil Personal und übernimmt, wenn nötig, auch einzelne Wirtschaftsbetriebe neben der Pflege, unter Umständen gegen Bezahlung. Notes Kreuz, Ritterorden, auch einzelne Personen stellen ferner eine größere Anzahl eigener Anstalten, teils kostenlos, teils gegen Bezahlung bestimmter Verpflegungssätze zur Verfügung, die im Gegensatz zu den staatlichen Reservelazaretten Vereinslazarette heißen.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 20. September.

Sonntagsgedanken.

— — — und gingst vorbei?

In einem ergreifenden Gedicht zeichnet der Dichter Schönaich-Carolath folgendes Bild: Ein Mann ist gestorben; während unten die Trauerklagen klingen, schwingt sich seine Seele empor, höher und höher. Schon verflucht drunten das Brausen des Erdballs, schon dringt aus dem Tor der Ewigkeit ein hoher, heller Ton. Da tritt ihm ein schwarzer Engel entgegen und weist ihm den Weg:

„Du warst kein Feind des Liebens und des Hassens,
Du warst der Mann des lauen Unterlassens,
— Nun ziemt dir nicht das bunte Feiertagskleid,
Es führt dein Weg seitab zu langem Leid.
Du hast gehört der Menschheit Jammerklage —
Und gingst vorbei! —“

Das ist der Segen des Leids, das es eine Gelegenheit zum Guten ist.

Das ist die Geschichte vieler belasteter Seelen gewesen: sie haben sich in den Dienst Anderer gestellt, und dann haben sie gefunden, das ihre eigene Würde zwar nicht ganz fortgenommen, ihr drückendes Gewicht aber leichter geworden ist. Sie haben den Schmerz beiegt, indem sie mild die Leiden Anderer linderten. Ihr tragt am besten eure eigene Last, wenn ihr die Last eines Andern hinausst. Aus einer amerikanischen Studentenansprache.

Begrab dein eigen Leben
In anderer Herta hinein,
So wirst du, und bist du ein Toter,
Ein ewig Lebender sein.

A. Siebel.

Das Eisene Kreuz.

Bis jetzt sind drei Angehörige des Bomburger Bataillons des Pfüllereiments Nr. 80 für große Leistungen vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Es sind dies Leutnant und Regimentsadjutant v. Jumeit, Leutnant d. R. Rechtsanwalt Bunde und Einj.-Freiw. Unteroffizier Schamp.

Liebesgaben für unsere Marine. In Kiel ist eine Sammelstelle für Gaben, die für die kaiserliche Marine bestimmt sind, eingerichtet worden. Spenden, in erster Linie Nahrungs-, Genuss- und Stärkungsmittel, ferner Bücher und Zeitschriften, werden erbeten und sind unter der Bezeichnung „Marine“ an die Sammelstelle des Roten Kreuzes in Kiel, Döhrenbrooker Weg 70/80, zu senden.

Das Personal des hiesigen Hoftheaters hat eine Kriegshilfskasse für notleidende Berufsgeoffen ins Leben gerufen. Jedes der ins Feld gerückten Bühnenglieder des Hoftheaters wird in die Kriegsverversicherung eingekauft. Außerdem hat das Personal in richtiger Würdigung der Sache des Roten Kreuzes beschlossen, für die Fürsorge der Krieger im Felde 100 M. monatlich an das hiesige Rote Kreuz abzuführen. Diese Opferwilligkeit ist um so mehr anzuerkennen, als der überwiegend größte Teil des Solopersonals um die Hälfte, teilweise um weit über die Hälfte in seinen Gehältern gekürzt worden ist. Auch der Intendant, Dr. v. Muckenberger, hat, um mit seinen Mitgliedern den gleichen Gehaltsabzug zu erleiden, in hochherziger Weise die Hälfte seines Dienstverdienstes der Kriegshilfskasse des königlichen Theaters zur Verfügung gestellt.

Sammel Eischeln. Glücklicherweise ist die Ernte in Deutschland über alles Erwarten reich ausgefallen. Aber dennoch werden mit der Zeit die Vorräte an Futtermitteln klein werden und diese im Preise steigen, weil die Einfuhr

men. Am Ufer der Schelde wohnte in einer festen Burg der Riese Druon Antigon. Der war ein gar gefährlicher Mann. Er unterdrückte die armen Fischer mit grausamen Mafregeln und hohen Rinsen. Sein Schloß aber statete er mit Prunk und Pracht und den besten Köstlichkeiten aus.

Schreden verbreitete sich, wo er sich zeigte. Doch alle Bewohnungen hatten nichts, denn seine Burg galt als unannehmbar. Ja, es genigte ihm nicht, die Fischer allein zu nützen. Er errichtete neue Tüde.

Am ein Schiff vom Meere daher, so hielt er es an und verlangte von dem Führer ein hohes Lösegeld. Weigerte sich der Kapitän, die Geldsumme zu geben, so raute Druon Antigon das Schiff aus und ließ dem Widerstandigen die rechte Hand abhauen und in die Schelde werfen.

Zur Warnung von der Grausamkeit des Tyrannen gab man dem Ort den Namen „Hand werpen“ (werpen). Daraus bildete sich „Antwerpen“. Durch den Einfluß der französischen Sprache, in welcher bekanntlich ein „h“ vor einem Vokal nicht ausgesprochen wird, verwandelte sich „Hand“ in „And“ und später in „Ant“. Nur das vlamische Wort „werpen“ blieb. Doch zurück zu der Legende!

Dem Riesen Druon Antigon schlug jedoch die Stunde der Vergeltung. Der Statthalter der Provinz, Salvinus Brabo, beschloß, den Frevel zu rächen. Unerschrocken drang er mit seinen tapferen Kriegeren in die Burg, tötete den Tyrannen und hieb ihm den Kopf sowie seine rechte Hand ab. Diese ließ er in die Schelde werfen und vergalt so Antigons Barbarei mit gleicher Tat. Zum ewigen Gedenken an ihren Erreiter Salvinus Brabo gaben die Bewohner der Provinz den Namen „Brabant“.

Vor dem Rathaus zu Antwerpen errichtete die Stadt einen Brunnen, der den Tod des Druon Antigon veranschaulicht. Auf den Trümmern zerbrochener Mauern liegt der Körper des Riesen ohne Kopf und ohne die rechte Hand. Vier große Bronzefiguren halten das Haupt Antigons an den Haaren und tragen außerdem ein Kolumen, auf dem Salvinus Brabo steht, und des Tyrannen Hand hoch emporhält, um sie in die Schelde zu werfen. Aus den Wunden des Giganten und aus der abgeschlagenen Hand springen Wasserstrahlen.

aus dem Auslande so gut wie abgeschnitten ist. So ist zum Beispiel jetzt schon Buttergerste beinahe um 100 M. für 1000 Kilo teurer wie vor wenigen Wochen. Ihre Verwendung in der Schweinemast ist daher völlig ausgeschlossen. Darum ist ein Ersatz nötig, sonst geht die Fleischproduktion zurück. Letzteres müssen wir aber unter allen Umständen zu verhindern suchen. Einen, wenn auch nur teilweise Ersatz für die ausländische Futtergerste finden wir zurzeit in unseren deutschen Eichenwaldungen. Zentnerweise können dieses Jahr die Eichen, von einzelnen Bäumen geerntet werden. Millionen von Zentnern sind in unseren deutschen Wäldern. Wo die Forstverwaltungen in der Lage sind, die Eichen selbst einsammeln zu lassen, wird es ein unabweisbares Gebot für diese sein, dies nicht zu versäumen und den Landwirten und Schweinemästern die Eichen nicht zu teuer zur Verfügung zu stellen. Wo dies aber nicht zu ermöglichen ist, da müßte das Einsammeln für die Bevölkerung freigegeben werden. Für Tausende fände sich dabei ein kleiner Verdienst, während andererseits unsere Schweinebestände doch nicht allzu sehr verringert werden müßten. Unter den heutigen Verhältnissen ist die Ausnutzung des von der Natur uns hier gebotenen Futtermittels von nicht zu unterschätzender, volkswirtschaftlicher Bedeutung, und es ist Pflicht aller interessierten Kreise, die außergewöhnlich günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen.

Ausscheidung einer Lotterie. Die Lotterie, die zugunsten der „Internationalen Automobil Ausstellung Berlin 1914“ dem kaiserlichen Automobilklub und dem Verein deutscher Motorfahrzeugindustrieller zu Berlin seinerzeit genehmigt wurde, ist einwillen verfügt worden. Die Ausstellung ist bekanntlich infolge des Krieges aufgeschoben worden.

Jugendentschlandbund. Die Ortsgruppe Wiesbaden des Jugendentschlandbundes fordert die angeschlossenen Vereine auf, ihre Mitglieder, die das 16. Lebensjahr erreicht haben, dem vom Magistrat der Stadt Wiesbaden einzurichtenden militärischen Vorbereitungsdienst zu überweisen. Meldungen der Vereine sind an den Magistrat zu richten. Im Jugendheim am Vöseplatz liegt von 8 Uhr vormittags bis 8 Uhr abends eine Meldestelle für Nichtmitglieder auf. Nähere Auskunft wird dort erteilt.

Für Militärärzte. Die neueste Nummer der „Ankündigungs-Nachrichten“, der amtlichen Mitteilungen für vorrangsberechtigte Militärpersonen, herausgegeben vom preussischen Kriegsministerium, liegt in unserem Zweiggeschäft Mauritiusstraße 12 zur unentgeltlichen Einsichtnahme auf.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Residenztheater. Morgen (Montag) wird der erste vaterländische Abend wiederholt zu kleinen Preisen mit Wilhelm Glöbes' vaterländischem Spiel „Die eiserne Zeit“ („Der Geist von anno 18“); hieran schließen sich Gesangs-vorträge von Mitgliedern des Spanenbergischen Konservatoriums, und den Schluß bildet Stiefers bekanntes Genrebild „Ein blauer Teufel“ mit Herrn Max Varnhomer als Gast in der Rolle des Teufels. — Am Dienstag bleibt das Theater geschlossen. — Das heitere Spiel „Als ich noch im Flügelkleide ...“ gelangt in dieser Woche am Mittwoch zum 2. Male zur Aufführung. Der Samstag bringt die Uraufführung des neuen Lustspiels „Alles mobil“ von Wilhelm Jacoby und Hans Lind.

Raffau und Nachbargebiete.

i. Dethrich, 17. Sept. Die Gemeinderatsitzung beschloß, sämtliche Kriegsteilnehmer von Dethrich, insgesamt 211 Gemeindeglieder, bei der Raffauischen Kriegsverversicherung zu versichern. Für jeden soll ein Anteilsschein von 10 Mark erwirkt werden, doch kann der Betrag von den Angehörigen erhöht werden. Ferner wurde die Gewährung von Unterhaltungen für die Familien der Einberufenen beschlossen. — Um die allgemeine Notlage etwas zu mildern, wurden Streu- und Holztag für alle Gemeindeglieder beschlossen.

Camberg, 19. Sept. Kriegsanleihe. Die Stadt erhöhte ihre Zeichnung von 12.500 M. auf 22.000 M. Der hiesige Verein zur Unterstützung der Taubstummen (Vorstand: Direktor Böhm) zeichnete 20.000 M., der Vorwärtsverein 10.000 M. Große Zeichnungen aus Privatkreisen erfolgten heute infolge eines auffällenden Rundschreibens des Bürgermeisters.

T. Vingen, 17. Sept. Die Gefahren der Rheinschiffahrt. Im Vorderdampf zog sich hier der Kahn „Marie“ von Ralsheim a. d. R. eine größere Beschädigung zu. Das Schiff setzte erst seine Fahrt fort, mußte jedoch bei Weisenheim vor Anker gehen. Ehe der Kahn weiterfahren kann, muß er gedichtet werden. Die Ladung des Rahmes besteht aus Kohlen. Der vordere Laderaum weist Beschädigungen auf. — Die Hebungsarbeiten an dem bel Bundenheim gesunkenen Schiff „Ave Maria“ aus Niederlahnstein, die bei dem niedrigen Wasserstande recht gut fortgeschritten, werden jetzt durch das schnell steigende Rheinflut wieder behindert. Das Schiff ist zum Teil schon flott; nur der vordere Teil liegt noch unter Wasser. Die Pumparbeiten werden vom Dampfer „Voreley I“ ausgeführt.

T. Vingen, 18. Sept. Die Stadtverordneten bewilligten heute für die Unterstützung der durch den Krieg geschädigten Bevölkerung in Elbsh-Vöhringen 1000 M. Ferner wurde beschlossen, alle zu den Fahnen einberufenen Ernährer solcher Familien, denen die Reichsunterstützung zugesprochen worden ist, bei der Kriegsverversicherung einzulassen. Es wären dies in Vingen bisher 100 Mann. Eine Beteiligung der Stadt Vingen an der Zentralkasse für die Versorgung der Zivilbevölkerung mit Nahrungsmitteln (Reichseinkauf) wurde, da ein Bedürfnis vorläufig nicht vorliegt, abgelehnt. Der Bürgermeister teilte mit, das Vsten des Hospitals insgesamt vier Moroen Ader mit Gemüse bepflanzt werden sollen. — Infolge des Baues der neuen Rheinbrücke Vingen-Niedesheim muß die städtische Wasserleitung bei Gausheim verlegt werden. Einen Teil der daraus entstehenden Kosten von 19.000 M. soll die Stadt tragen. Mit der Verlegung der Leitung erklärte sich die Versammlung einverstanden, eine Beteiligung an den Kosten wurde jedoch abgelehnt. Sollte die Eisenbahnstation in Mainz nicht die gesamten Kosten übernehmen können, so soll mit einer Eingabe an das Ministerium in Berlin herangetreten werden. — Die Firma Gebr. Simmelsbach in Gausheim hat für die Bedürfnisse der Stadt Vingen und für die Familien der unter die Fahnen Einberufenen zwei Waggons Holz zur Verfeuerung bestellt. Der eine Waggon ist bereits verteilt worden. Der Bürgermeister sprach im Namen der Stadt der Firma den Dank für diese Stiftung aus.

tt. Oppenheim, 17. Sept. Kriegsfürsorge. Nicht weniger als 1103 Anträge auf Unterstützung von Familien der zu den Fahnen Einberufenen waren beim Kreisaußschuß des Kreises Oppenheim eingelaufen. Von diesen wurden in 803 Fällen Zuschüsse aus Kreismitteln und in 1022 Fällen die reichsgeheftliche Unterstützung bewilligt. Bis jetzt kommen im Kreise Oppenheim insgesamt 30.000 M. monatlich an Unterhaltungen zur Auszahlung, von denen 8000 M. der Kreisasse zur Last fallen.

Gericht und Rechtsprechung.

W. Strafkammer. Wiesbaden, 18. Sept. In einer ganzen Anzahl von Fällen hat der Postbote S. in Dödersheim Postanweisungsbeträge für sich behalten und die zugehörigen Quittungen gefälscht. Vor der Strafkammer legte er ein reumütiges Geständnis ab. Das Urteil nahm ihn in acht Monate Gefängnis und erklärte ihn zugleich auf die Dauer eines Jahres für unfähig zur Verrichtung öffentlicher Ämter.

Vermischtes.

Die Kaiserstochter im Dienste der Darmherzhaft.

Die erntet es die jugendliche Herzogin von Braunschweig, Viktoria Luise, mit ihrer Liebestätigkeit zum Besten der Verwundeten nimmt, geht aus einer Schilderung hervor, die die „Braunschweig. Landeszeit.“ ihren Lesern bringt. Die Form, wie fürstliche Guld und Gnade von der Frau Herzogin ausgeht, wird, wie hervorgehoben, und man könne es verstehen, daß den Soldaten, wenn der hohe Schutzgeist sich sorglich über ihr Lager beugt, Tränen in die Augen treten. Ein schwerverwundeter Krieger wurde, bevor er operiert werden mußte, auf Wunsch der Herzogin in eines ihrer eigenen Gemächer gebracht. Einem anderen Soldaten, dem der rechte Arm abgenommen werden mußte, pflegt die Herzogin selbst das Essen zu reichen und wehrt die diensttuende Schwester, die ihr die Pflege erleichtern wollte, mit den Worten ab, dies wäre ihr eigener Pflichtenkreis, für den müßte sie sorgen. Einem Infanteristen mußte am 1. September ein Finger abgenommen werden. In der Nacht redete der Verwundete davon, daß gerade an diesem Tage sein Geburtstag sei. Als die Schlossherrin davon erfuhr, kaufte sie eine schwervergoldete Uhrkette mit Anhänger, auf dem in Relief das Doppelbildnis des Herzogspaares, auf der Rückseite der Namenszug V. L. den 1. 9. 14, angebracht war. Man kann sich die Freude, des Verwundeten denken, als ihm die Herzogin das wertvolle Angebinde überreichte. Die Frau Herzogin empfängt jeden neu ankommenden Verwundeten, und selbst zur Nachtzeit ist sie zur Stelle und kümmert sich persönlich um die Unterbringung jedes einzelnen Soldaten. Sie ist der Schutzgeist der Verwundeten, und selbst wo große Schmerzen die Stimmung trüben, wirkt ihr Erscheinen wie hellster Sonnenschein.

Soldatenhumor.

Eine prächtige Blüte kernigen Soldatenhumors fand man vor einigen Tagen an einem durch Bruchfall hindurchkommenden Güterwagen, der zu Transporten diente. Achtung! Große Vorstellung! — Oberdratschieber — Sir Edm. Grey; Der Vagabund — Alto-Laus; Der Ehrenmann — Poincaré; Ein Fälscher im Irren — Japs; Ein Insektenspulverhändler — Serbe; Viel Reiterei und Fußvolk. Deckerreiter und ungarische Kapelle. Noch mehr Reiterei und Fußvolk. Michel Dreißiger Garde. Erkrankt: Albert von Antwerpen. Jeden Tag Konzert der Zweihundvierziger.

Ein Mißgriff amerikanischer Detektive.

Der Attaché des österreichischen Konsulats in Montreal, Alfred Prinz zu Dohenlo-Schillingssürst, ist in New York eingetroffen und erzählt, daß er kurz vor seiner Abfahrt von drei Detektiven in seiner Wohnung verhaftet wurde, ohne daß ihm eine Erklärung gegeben worden sei. Die Detektive besetzten seine Privatkorrespondenz mit Beschlagnahme ihm Briefschaften und Schlüssel ab und brachten ihn nach einem Emigrantenhaufe, das als Gefängnis eingerichtet

worden war. Schließlich stellte es sich heraus, daß sich die Behörden blamiert hatten. Sie versuchten ihr Vergehen so darzustellen, als ob die Verhaftung ein Irrtum eifriger Unterbeamten gewesen wäre. Der Prinz wurde sofort freigelassen. Doch behielt man seine Briefe, Wertpapiere und Schlüssel zu seiner Wohnung noch zwei Tage zurück.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Landwirtschaft.

Obsternteerzeugnisse.

Diebstahl. 18. Sept. Herr Wilhelm Nibel erlitt bei der Obsternteernte 1408,90 M., während die Gemeinde für ihr Obst 428,40 M. einnahm. Das Fallobst, das durch die letzten Stürme reichlich zu Boden fiel, wurde von den Wirtin zu 5 M. für das Malter aufgekauft.

Versicherungswesen.

Wirksamkeit der in Deutschland bei einem englischen Unternehmen laufenden Versicherung.

Ueber die Frage nach der Wirksamkeit einer in Deutschland bei einem englischen Unternehmen laufenden (Lebens-, Feuer-, Unfall-, Transport- usw.) Versicherung während des jetzigen Krieges erfahren wir von besonders gut unterrichteter Seite folgendes:

Nach früher eingelegten Erkundigungen konnte der Inhalt des englischen Rechtes hierüber in nachstehende Sätze zusammengefaßt werden:

1. Verträge, die während eines Krieges mit Angehörigen eines feindlichen Staates geschlossen werden, sind nichtig;
2. Ansprüche aus Verträgen, die vor Kriegsausbruch geschlossen waren, sind
 - a) wenn während des Krieges fällig geworden, dauernd unklagbar;
 - b) wenn vor Kriegsausbruch fällig geworden, während des Krieges unklagbar.

Nicht geklärt werden konnte einmal, ob England diese Grundsätze auch auf Verträge, die in Deutschland von den Niederlassungen dort zugelassener oder ohne Zulassung arbeitender englischer Gesellschaften bewirkt werden, anwenden würde, und ferner, ob Zahlungen gegen obige Grundsätze nach dem gemeinen Recht verboten sein oder sogar ausdrücklich für rechtswidrig und strafbar erklärt werden würden.

Ein kürzlich bekannt gewordener Erlaß (Proklamation) des englischen Königs vom 5. August 1914 bestimmt nun für den gegenwärtigen Krieg folgendes: „Jeder Handel oder geschäftliche Verkehr einer im britischen Reichsgebiet wohnhaften, gewerbetreibenden oder aufhältlichen Person mit einer im Deutschen Reich wohnhaften usw. Person ist ohne königliche Erlaubnis unzulässig und den gesetzlichen Strafen unterworfen.“ Dies gilt u. a. auch von dem Abschluß neuer Leases, Lebens-, Feuer- oder sonstigen Versicherungen mit oder zum Vorteil einer in Deutschland wohnhaften usw. Person, sowie von jeder Zahlung aus laufenden Versicherungen an oder für eine Person der bezeichneten Art in Bezug auf einen Schaden, der durch Maßnahmen der Kriegführung seitens der Streitkräfte des Königs oder seiner Verbündeten verursacht wurde, weiter von dem Eingehen irgend einer neuen geschäftlichen, finanziellen oder sonstigen Abmachung oder Verpflichtung mit oder zum Vorteil einer im deutschen Gebiet wohnhaften usw. Person. Ausdrücklich ausgenommen wird am Schluß des Er-

lasses der Verkehr, der von einem in Deutschland befindlichen Zweiggeschäft aus dort lediglich für die Zwecke dieses Zweiggeschäftes weiter geführt wird.

Der überwiegende Teil der inländischen Hauptbevölkerung, die in Deutschland zugelassen und beauftragten englischen Versicherungsgesellschaften hat erklärt, die rechtliche Verpflichtung aus den in Deutschland abgeschlossenen Versicherungsverträgen auch für die Kriegszeit anzuerkennen. Diese Erklärung würde nach dem Inhalt der oben angezogenen Proklamation zutreffend sein. Ob indessen diese Proklamation inzwischen durch spätere Bestimmungen überholt worden ist, oder die Praxis sich wesentlich anders gestaltet, dafür kann bei der Unvollständigkeit der aus England hierher gelangenden Nachrichten niemand eine Gewähr übernehmen. Jedenfalls sind die Rechte Deutscher aus englischer (nicht auch aus englisch abgefaßten, aber amerikanischen) Polizen nicht von erheblichen Zweifeln frei, insbesondere soweit etwa die in Deutschland befindlichen und dem Zugriff der deutschen Behörden unterliegenden Vermögensgegenstände einer englischen Gesellschaft (einschließlich der Prämienreserven und Kauttionen, die aber nicht von allen englischen Gesellschaften bestellt sind) zur Deckung der Versicherungsansprüche nicht hinreichen.

Im übrigen verdient hervorgehoben zu werden, daß diejenigen englischen Feuer-Versicherungsgesellschaften, welche an Umfang das bedeutendste Geschäft im Inland haben, Verträge mit deutschen Gesellschaften abgeschlossen haben, nach denen eine vollkommene Sicherheit der inländischen Ansprüche gewährleistet erscheint.

— Kaiserl. königl. priv. Gisela-Verein, Lebens- und Unfall-Versicherungsanstalt a. G. Im Sinne der bestehenden Dienstordnung werden den unter die Fahnen gerufenen Beamten und Dienern während der Zeit des Krieges und für den Fall ihrer Verwundung bis zur vollständigen Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit, und zwar den verheirateten Beamten und Dienern die vollen, den unverheirateten ein Drittel der Bezüge ausbezahlt, unter Gewährleistung der Rückkehr in die Dienste der Anstalt. Für patriotische Wohlfahrtszwecke in Deutschland und Österreich hat die Anstalt insgesamt rund 17.800 M. bewilligt.

Druck und Verlag: Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Direktion: Seb. Meißner) in Wiesbaden. Chefredakteur: Bernhard Grothaus. — Verantwortlich für Postamt: Bernhard Grothaus; für Heftvertrieb und Volkswirtschaftlichen Teil: A. E. Eisenberger; für den übrigen redaktionellen Teil: Carl Diebel; für den Anzeigenteil: Willi Schuberl. sämtlich in Wiesbaden.

Es wird gebeten, Briefe nur an die Redaktion, nicht an die Redaktionsverwaltung zu richten.

Nachsendung der Wiesbadener Zeitung an die Angehörigen des Heeres.

Die Lieferung der „Wiesbadener Zeitung“ kann auch während der Dauer des Krieges durch Vermittlung der Feldpost erfolgen. Gesuche um Nachsendung sind nur bei dem Postamt zu beantragen. Auch alle Stadt- und Agentur-Abonnenten müssen sich an das Postamt wenden. Adressen sind genau anzugeben und müssen außer Namen und Dienstadt die Angabe des Regiments, der Kompanie, Batterie, Schwadron, wie auch die Bezeichnung der Brigade, Division und des Armeekorps enthalten.

Wiesbadener Zeitung

Persil

reinigt und desinfiziert Krankenwäsche

Henkel's Bleich-Soda

Wegen Aufgabe der Marken
Josetti- und Jasmatzi-Zigaretten

vergütet bei Abnahme von 100 Stück an
20% so lange Vorrat reicht.

Adolf Haybach, Wellritzstr. 24. Tel. 3479.



J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6
— Telephon 59 —

Hof-Spediteure
des Kaisers



Sr. Majestät
und Königs

Möbeltransporte von und nach allen Plätzen

Umzüge in der Stadt

Uebersee-Umzüge per Luft ohne Umladung
Kostenanschläge gratis.

Kehrichtbüten

Preis vorrätig. Walramstr. 3. P.

Meiner weiten Hundshoff

zur gef. Kenntnisnahme, daß ich mein Geschäft auch während mein Mann im Felde kämpft, in unveränderter Weise fortführe.

Franz W. Geyer,

Geyer's Wild- u.
Geflügelhalle,
Grabenstr. 4
gegenüber Pa.
Lugenbühl.
an der Marktstr. Telephon 403

Gleichzeitig empfehle ich:

Täglich frischgeschlachtete
Gänse, Enten, Suppenhühner
von 1.20 an, Fühne 1.20 an.
Tauben 75 Pf.

Frisch geschossene

Kehrichtbüten . 7.50 — 3.50 Mk.

Kehrichtbüten . . . 6 — 7 Mk.

Feldhühner

zu billigen Tagespreisen.

Fahrplan

gültig vom 28. August bis auf weiteres.

Eine Gewähr dafür, daß die in dem Fahrplan bezeichneten Züge verkehren, und eine Gewähr für die Rück- und Weiterbeförderung bei Anschluß-Verkaumnis wird nicht geleistet.

Wiesbaden — Mainz H. und zurück.

Wiesbaden	ab	3:05	4:25	5:55	7:05	8:35	9:55	10:55	11:55	umf.	12:55
Wiesbaden	ab	4:05	5:25	6:55	8:05	9:35	10:55	11:55	12:55	alle	1:55
Mainz H.	an	4:25	5:45	7:15	8:25	9:55	11:15	12:15	13:15	Stunde	14:15
Mainz H.	ab	5:05	6:25	7:55	9:05	10:35	11:55	12:55	13:55	umf.	14:55
Wiesbaden	ab	5:25	6:45	8:15	9:25	10:55	12:15	13:15	14:15	alle	15:15
Wiesbaden	an	5:45	7:05	8:35	9:45	11:15	12:15	13:15	14:15	Stunde	15:15

Wiesbaden — Frankfurt und zurück.

Wiesbaden	ab	3:05	4:25	5:55	7:05	8:35	9:55	10:55	11:55	umf.	12:55
Mainz-Kastel	ab	4:05	5:25	6:55	8:05	9:35	10:55	11:55	12:55	alle	13:55
Frankfurt	an	4:25	5:45	7:15	8:25	9:55	11:15	12:15	13:15	Stunde	14:15
Frankfurt	ab	6:05	7:25	8:55	10:05	11:35	12:55	13:55	14:55	umf.	15:55
Mainz-Kastel	ab	6:25	7:45	9:15	10:25	11:55	13:15	14:15	15:15	alle	16:15
Wiesbaden	an	6:45	8:05	9:35	10:45	12:15	13:15	14:15	15:15	Stunde	16:15

* Schnellzug für den Verkehr zwischen Wiesbaden und Frankfurt freigegeben.

Wiesbaden — Niederlahnstein und zurück.

Wiesbaden	ab	8:27	—	12:17	3:32	6:27	8:27	9:27	10:27
Niederlahnstein	ab	10:27	—	2:17	4:17	7:12	10:07	10:57	11:57
Niederlahnstein	an	12:58	—	4:58	5:10	an	12:58	an	13:58
Niederlahnstein	ab	—	—	5:51	—	11:51	4:15	5:15	11:51
Niederlahnstein	an	—	—	6:11	—	2:11	5:15	6:15	12:11
Wiesbaden	an	—	—	7:11	—	4:02	5:52	10:52	11:52

Auf den Strecken Wiesbaden-Langenschwalbach und Wiesbaden-Niederrhausen verkehren bis auf weiteres die Züge nach dem Sommerfahrplan, gültig vom 1. Mai d. J., mit Ausschluß der Sonn- und Feiertagszüge.

Alle Züge 2. — 4. Klasse. Die fettgedruckten Ziffern bedeuten Schnellzug mit 1. — 3. Klasse.

Der Betrieb unserer Buchdruckerei wird nach wie vor fortgeführt!

Wiesbadener Verlags-Anstalt G. m. b. H.

Seit 1899 und 819

Nikolastraße 11



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 51.

Wiesbaden, den 20. September 1914.

2. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Die Erde bebt“, von Otto Doderer, Biebrich. — „Deutschland“, von Rudolf Dieß, Wiesbaden. — „Le nomme Stein“, geschichtliche Skizze von Dr. G. Spielmann, Wiesbaden. — „Quartier in Feindesland“, von Albert Frid. — „Der Jar“, von Georg Hesse. — „Das eiserne Kreuz des Kommissarius“, von Karl Busse. — „Hilfsbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Zufluge Ede“,

Zum Geleite:

Die von Bismarck inaugurierte Politik der Aufrichtigkeit und Wahrheit, also eine geniale Politik, ist für die Deutschen eine gute Vorbereitung; sie womöglich in einem noch größeren Maßstabe zu handhaben als bisher, wird der Zukunft vorbehalten sein. Das jetzt beginnende Zeitalter einer interkontinentalen Politik leitet allmählich zu ihr hinüber. Was der Deutsche Kaiser unter den deutschen Fürsten ist, das geborene Haupt, sollte Deutschland unter den übrigen Völkern der Erde sein.
Der Rembrandt deutsche.

Die Erde bebt.

Von Otto Doderer, Biebrich am Rhein.

Das fürchterliche geschah. Die Erde bebt unter den Schritten der Heerscharen, und die Räume hallen wider vom Donnern der Kanonen. Wir dachten nicht, daß es über uns kommen könnte, weil wir glaubten, daß wir Heutigen nur die anderen Waffen und nicht mehr Pulver und Schwert zu gebrauchen hätten, um unser Recht zu verteidigen, weil wir glaubten, daß die kulturelle Entwicklung auf einer Höhe angelangt sei, in der kein Verantwortlicher das teuflische Verbrechen an der Menschheit zu begehen wagte.

Wir konnten es nicht fassen. Es legte sich um uns und lähmte unser Denken. Das Alltägliche war uns ferngerückt. Wir standen in einer großen Finsternis und hörten ganz nahe das gewaltige Flügelrauschen eines Höheren, vor dem wir waren wie Spreu. Wir schauderten zurück vor den graufigen Tiefen, die sich neben uns aufgetan hatten und flüchteten an die Hand des allgewaltigen Vaters. Mann an Mann lagen wir vor dem, den wir nicht sehen, nicht denken, nur fühlen konnten, auf den Knien, und gläubig und mächtig dröhnte es in alle Himmel: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ Fremde, noch nie oder noch nie so erschütternd erlebte Gefühle durchrannen uns: religiöse Inbrunst, erhabene Ruhe gegenüber den kleinen Nöten, die große Liebe und der große Haß. Die heilige Liebe, der heilige Haß. Und wir fühlten wieder, daß wir Kinder der deutschen Scholle waren und wußten so selig und heimatsfroh, daß es auf der weiten Erde nur ein deutsches Vaterland gab.

Die Worte Deutsch und Vaterland waren für viele unter uns nur Worte gewesen. Nun aber wurden sie lebendig und wie flatternde Banner. Nun machten wir die erhebende Entdeckung, daß die Menschen um uns nicht waren Arbeiter, Bauern, Handwerker, Krämer, Handlungsgehilfen, Lehrer, Pfarrer, Aerzte, Beamte, Offiziere, Kommerzienräte und

Fürsten — da waren nur noch Deutsche. Wir waren alle Brüder und Schwestern. Wir hatten alle dieselben Sorgen und Wünsche, dieselbe Heimat. Im bunten Spiel der Welt hatten wir vergessen, daß wir durch das gleiche Blut, die gleiche Gesinnung und die gleiche Sprache miteinander verschmolzen waren. Nun gab es kein Preußen und Bayern und auch kein Oesterreich und Deutschland — nur Deutsche. Alle erhoben sich in dem begeisternden Bewußtsein der Stammesgemeinschaft. Die Einzelnen liebten sich und wußten sich verwandt, weil sie fühlten, daß nur sie sich ganz untereinander verstanden, daß sie zusammengehörten, weil ihre Väter und ihrer Väter Väter schon nebeneinander unter derselben Sonne in denselben Boden ihre Saat gesät und miteinander ihre Widersacher niedergeworfen hatten.

Schopenhauer wollte den nationalen Stolz auf einen Mangel an individuellem Stolz zurückführen. Der verbitterte Alte wäre jetzt zu einer anderen Meinung bekehrt worden. Wo war jetzt der Egoist, der sich nicht selbst vergaß über seinem Vaterland? Wer war nicht stolz auf sein Deutschtum? Und durften wir es nicht sein, wenn die Besten unter unseren Feinden öffentlich unsere Vorzüge priesen und ihre Volksgenossen beschworen, den Bringern der wertvollen Güter und Verklündern der gesegneten Gedanken nichts in den Weg zu legen? Durften wir es nicht sein, wenn wir in die treuen, geistvollen Augen blickten der starken, geraden Männer um uns? Wir entsannen uns, daß im Chinafeldzug der vereinigten Mächte, wenn es galt, eine gefährliche Bresche zu schlagen, das Kommando gerufen wurde: „The Germans to the front!“ Und wir begriffen, daß wir den anderen ein Dorn im Auge geworden waren, weil wir durch Fleiß, Klugheit und Gediegenheit ganz von selbst an die vorderste Front geraten waren. Deswegen waren

wir stolz, weil wir nun erfuhren, daß uns die ganze Welt fürchtete, so sehr fürchtete, daß sich Völker um Völker aneinandererschlossen, um dem einen Deutschland ein Haar zu krümmen.

Und es war wundervoll anzusehen, wie der liebe deutsche Michel sich aufreckte und die Fäuste ballte! Greise und Knaben traten unter die Fahnen. Wenig bemittelte Leute machen größere Geldspenden, um das Elend des Krieges zu mildern. Die Kinder gehen in den Straßen und singen Lieder auf das Vaterland und den Kaiser. Die Frauen und Mädchen fertigen Strickarbeiten an für unsere Krieger. Andere stehen am Bahnhof und reichen den hinausziehenden Soldaten Erfrischungen und Imbisse oder pflegen in den Lazaretten die Verwundeten. Es ist unser reines Gewissen, unsere gerechte Sache. Das geistige Wesen unseres Kampfes ist dasselbe geblieben, das es bei den alten Germanen war, von denen Tacitus seinen römischen Lesern berichtet: „Ganz in der Nähe haben sie ihre Lieben, sodaß der Jammerruf der Frauen und das Gewimmer der Kinder an ihre Ohren dringt. Das sind ihnen die heiligsten Zeugen, das die größten Lobredner. Zu den Müttern, zu den Gattinnen kommen sie mit ihren Wunden, und diese schrecken nicht davor zurück, die Hiebe zu zählen und genau zu untersuchen; auch bringen sie den Ihrigen Speise und Zuspruch ins Gesicht. Man erzählt Beispiele, daß schon wankende und weichende Schlachtreihen von den Frauen zum Stehen gebracht wurden durch unablässiges Flehen und indem sie sich mit der Brust ihren Männern entgegenstellten und ihnen die Gefangenschaft als nächstes Los vor Augen hielten.“ Aber der Deutsche verhüllt sein Haupt, wenn er von den Greueln vernimmt, in denen Belgier an seinen Brüdern zu Bestien wurden. In unbemäntelter Aufrichtigkeit belehrt die Heeresleitung das zu Hause gebliebene Deutschland über die kriegerischen Erfolge und Mißerfolge, denn sie weiß, daß sie ein starkes, zähes Volk vor sich hat, und dieses Volk vertraut auf seine Führer, weil es weiß, daß es sich auf sie verlassen kann, weil es Deutsche sind und weil ein Deutscher da, wo er steht, seinen Platz voll ausfüllt und seine Arbeit still und ernst und gründlich tut. Wille, Gemüt und Geist machen den Deutschen, „denn“ so behauptete der Redner an die deutsche Nation, „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“

In solchen weltgeschichtlichen Katastrophen durchbrechen Urinstinkte die zarten Hüllen der kultivierten Seele. Haß, Rohheit, Mordlust sind die kriegerischen Triebkräfte. Der Kurs der einzelnen Menschenleben ist auf Null gefallen, und man riskiert es getrost, damit zu spekulieren. Anfangs lief uns noch eine Gänsehaut über den Rücken beim Lesen der Zeitungsnotizen, daß da und da ausländische Spione „standrechtlich erschossen“ worden seien. Diese Spione mußten doch Menschen gewesen sein, vielleicht edler als wir, da sie ihr Vaterland so fanatisch lieben konnten und bereit waren, sich so leicht für es zu opfern. Eines Abends hörten wir über uns das boshafte Gekumm einer Flugmaschine und gleich darauf in der Ferne heftiges Knattern von Gewehren. Wie es hieß, war es ein feindlicher Glieger gewesen, der doch auch nur Kühnheit bewiesen hatte und den man nicht verabscheuen durfte. Danach kamen die vielen Eisenbahnzüge, die unsere Soldaten vor den Feind bringen sollten. Die Braven lachten, winkten und hatten die Wagen mit Spottversen beschriftet. Und als ein gefühlvoller Musiker „Morgenrot, Morgenrot, leuchtst mir zu frühem Tod“ zum Besten geben wollte, wehrten sie sich, das wehmütige Lied hätte für sie keinen Sinn, sie hätten Rückfahrtscheine. Aber es war der Humor der Fatalisten. Wie eine graue Wolke war es um alles Scherzen: der Gedanke, daß unter diesen Hunderten frischer, gesunder, junger Männer so und so viele waren, die der Tod bereits gezeichnet hatte. Auf dem Grund ihrer Augen glomm noch etwas Erloschenes, und wenn sie plötzlich im Plaudern innehielten und unsicher von einem zum andern sahen, schienen sie stumm zu fragen: Bin ich auch ein Gezeichneter?

Sie sind zum Teil schon wieder zurückgekommen, stumm, mit blutenden Wunden und in Schmerzen zusammengebissenen Lippen. Offiziere, denen der eine Arm durch eine Granate weggerissen war, hoben den anderen grüßend an

die Mütze. Fiebernde flüsterten: „Nicht weinen, nicht weinen, es ist fürs Vaterland.“ Gestern Abend auch habe ich einen gesehen, einen Landwehrmann, aufrecht, im Helm und Mantel, mit zerschossenem Bein mühselig humpelnd — so wurde er von seiner Frau und seinem Freund vom Bahnhof durch die Straße geführt. Ich habe ihn um die Zeit beneidet, der er entgegengeht, die millionenfach inniger und liebevoller sein wird als die Zeit der Hitterwochen; ein Held, ein von der lebenszerstörenden Sense Verführter, ein im Glanz des Ruhmes Wiedergeborener. Ich kann aber das alte Mütterchen nicht vergessen, das vor 45 Jahren an den Bahnzügen, die die Sieger zurückbrachten, auf seinen Einzigen wartete, der in den Listen als „vermißt“ angegeben war, und das, als der Letzte ausgestiegen war und sich nicht die Arme eines Heimgekehrten um ihren Hals gelegt hatten, in Wahnsinn verfiel. Doch die bleiben müssen, werden ruhmvoll gestorben sein. Heute noch, nach 2400 Jahren, schlägt jedem Mann das Herz höher, wenn er an den Tod des Leonidas und seiner Tapferen erinnert wird und die Inschrift ihres einsamen Grabdenkmals liest: „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkünde dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“ Und wie heißt doch das mutige Lied der deutschen Landsknechte? „Kein sel'ger Tod ist in der Welt, als wer vom Feind erschlagen.“

Die Gewalt des deutschen Geistes widersteht und überwindet die Ueberzahl der Feinde. Sieg! Sieg! läuten die Glocken. Die schwarzweißroten Wimpel der Freude wehen. Sieg! Sieg! rufen die Extrablätter, um die sich die Ungeduldigen ansammeln. „Vorlesen, vorlesen,“ rufen die Hinteren den Vorderen zu, und dann liest einer mit lauter, zitternder Stimme die knappen Worte, die eben erst durch den Draht gesprungen sind und in denen das Ergebnis der blutigen, gräßlichen Arbeit zusammengefaßt wird, und die Augen leuchten auf, und stürmische Rufe auf das Wohl Deutschlands, des Kaisers und seiner Krieger jubeln. Dieses Deutschland kann nicht untergehen. Wir brauchen, wenn wir uns dessen versichern wollen, uns nicht erst an Goethe, den Weltbürger, zu wenden, der prophezeit hat: „Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche umso viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht.“

Dieses Völkerringen wird wohl für die nächsten Zeiten der Krieg sein, „der die deutsche Normaluhr richtigstellt für hundert Jahre“, wie das drastische Bismarck-Wort heißt. Mag Deutschland niederwerfen oder unterliegen, so wird es in beiden Fällen einige Jahre brauchen, um sich wirtschaftlich zu erholen. Wenn es Sieger sein wird, dann wird der Staatenverband von 1815, der Volksverband von 1870 zu einem Volk zusammengeschweißt sein. Dann werden die aus dem Norden und die aus dem Süden Hand in Hand gehen, weil sie zusammen die große Tat vollendeten. Wenn wir diese eiserne Sphäre verlassen haben, werden wir langsam wieder die Augen aufschlagen können und uns wieder an Blumen und Kinderlachen erfreuen lernen. Dann werden die krankhaften Keimlinge unseres geistigen Volksgutes im Sturm und Brand vernichtet sein, und dafür wird das Starke und Gesunde umsomehr Lust haben, sich zu entfalten, und gute Nahrung in dem durch den feurigen Pflug aufgewählten Boden. Dann werden wir einen neuen Idealismus erleben. Dann wird er das Volk der Luther und Bismarck, der Kant, Goethe und Schiller, der Dürer und Beethoven fester wissen als je: „Die Deutschen an die Front!“



Deutschland.

Von Rudolf Diez, Wiesbaden.

Ein Rauhreif ist gefallen
In heißer Sommernacht.
Es glänzen die kalten Waffen
In unbarmherziger Pracht.
Es ist ein Blitz gefahren
In die deutschen Augen hinein;
Eine Lust zum Leben und Sterben
Glänzt draus in hellem Schein.
Ein Hammer schlug hernieder
Aufs weiche deutsche Herz;
Er schmiedete hundert Millionen
Zu einem Block von Erz.

* * *

Was hör' ich für ein Wettern
Vor Deutschlands Toren drauß?
Es ist das große Zerschmettern
Vor unserm Heim und Haus.
Es glühen die Totenlichter
Fahl von der Maas zum Belt,
Und herzlos steht der Richter:
Allddeutschland richtet die Welt!



Le nommé Stein.

Geschichtliche Skizze von Dr. C. Spielmann, Wiesbaden.

Ein frostiger Dezembertag des Jahres 1808.

An einem der Fenster des Bourbonenschlosses zu Madrid stand der neue Cäsar, den Hut auf dem Kopfe und im Begriffe, über seine bärenbemühten Gardegrenadiere Revue abzuhalten. Unverzüglich wollte er mit ihnen über die Engländer herfallen, die nach der Niederlage der Spanier noch wagten, ihm die Herrschaft über die pyrenäische Halbinsel streitig zu machen. Es mußte ein schneller Schlag fallen; denn aus dem Osten, aus Oesterreich, kamen bedenkliche Nachrichten von drohenden Rüstungen; auch Norddeutschland, hieß es, werde schwierig. Das erforderte Rückkehr nach Paris, schleunige. Und nun waren die verwünschten Engländer nirgends zu finden. *Sacré bleu!* Der Gewaltige war in der grimmigsten Zornlaune.

Savary, Herzog von Rovigo, tritt ein — er wird nicht bemerkt. Er räuspert sich. Napoleon fährt herum: „Ah — Sie!“ Der Handlanger der bonapartistischen Staatsverbrechen bemerkt die Gewitterwolken auf des Gebieters Stirn und sucht nach einem Blitzableiter.

„Nachrichten aus Berlin, Sire,“ sagt er, sich verneigend, „Berlin? Was ist's, was spricht man dort?“ —

Die Stimmung wird immer feindlicher. Man blickt zuviel auf Spanien. Man hofft immer noch von einem nationalen Aufstande Heil; man will einen solchen auch in Preußen erregen, man spricht von einer deutschen Nation. Ein Professor Fichte läßt seine „Reden an die deutsche Nation“ drucken —

„Bah,“ wehrt Napoleon ab, „ein Ideolog! Die Ideologen sind Narren!“

Savary zuckte die Achseln. „Der entlassene Minister vom Stein ist in Berlin,“ fährt er gleichmäßig fort, „und —“

„Wie?“ — Der Kaiser tritt einen Schritt vor. „Dieser Stein — ha, der ist's? Der in Berlin? Sie sagen mir das so gleichgültig? Dieser Stein wagt es nach Berlin zu kommen?“ Der Hut Napoleons fliegt zur Erde, und das Parkett zittert unter den schweren Tritten der hohen schwarzen Kettenstiefel. Da zitterte der ganze Palaß, die ganze Halbinsel, der ganze Kontinent.

Gehorsam hebt Savary den weichen Filzhut auf und glättet ihn.

„Setzen Sie sich, schreiben Sie!“ herrscht ihn Napoleon an. Und er diktiert — eines seiner politischen Todesurteile:

„Kaiserliches Dekret. 1. Der namens Stein,*) der Unruhen in Deutschland zu erregen sucht, wird zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. 2. Die Güter, die genannter Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes etwa besitzt, werden mit Beschlagnahme belegt. Der genannte Stein wird überall, wo er durch unsere oder unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich verhaftet. In unserm kaiserlichen Lager zu Madrid, am 16. Dezember 1808.“

Napoleon nimmt die Feder und frißt seine Unterschrift. „Ah!“ — ein Seufzer der Erleichterung — mit der Achterklärung des einfachen Mannes glaubt er eine ganze, ungewaltige Volksbewegung gebannt, vernichtet zu haben.

„Das Blatt sofort nach Paris und dann weiter! Der Marschall Davout zu Erfurt ist zu instruieren. Und nun — en avant, auf die Engländer; ich werde sie zu treffen wissen!“

Und das „*Marlboroughs' en va-t-en guerre*“ pfeifend, geht der Völkerdespot ab. Savary, vergnügt, wieder einen „ehrenvollen Auftrag“ empfangen zu haben, wiederholt leise den Refrain des militärischen Gassenhauers: „*Mironton, mirontaine!*“

* * *

Menschenhaufen drängen sich zu Anfang des Januar von 1809 in den großen Städten Norddeutschlands: Hamburg, Hannover, Magdeburg, Kassel, um ein rotes Plakat an den Straßenecken. Sie lesen: „Der genannte Stein“ und so weiter. — Wer ist der Stein? Kaum einer weiß es. „Er war vierzehn Monate erster Minister des Königs von Preußen,“ sagt einer. „Er muß aber doch etwas Bedeutendes sein, wenn ihm der Korse so öffentlich den Krieg erklärt,“ ein anderer. Und ein dritter: „Gewiß ist er ein bedeutender Mann; ihr werdet sehen, das ist der Mann der Zukunft!“ Achselzuckend zerstreuten sich die Leute. „Zukunft? Der Bonaparte wird ihm den Garauz machen. Ach, wir haben keine Zukunft!“

* * *

Der holländische Gesandte zu Berlin, Herr von Goldberg, läßt sich bei dem Egminister des preussischen Königs melden. Mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit empfängt ihn Stein; er kannte ihn als verständigen, wohlwollenden Mann, der kein Bewunderer des korrumpierten Gewalthabers war. „Was bringen Sie, Herr Baron?“

Goldberg wird verlegen. Er zieht ein Schriftstück aus der Tasche. „Ergzellenz kennen meine Gesinnung gegen Sie. Ich bedauere, der Ueberbringer einer übeln Nachricht sein zu müssen. Aber seien Ergzellenz meines fortdauernden Wohlwollens versichert.“

Stein erbricht das Schreiben und liest. Goldberg sieht, wie der starke Mann erblaßt, wie seine Hand nach der Lehne des Sessels greift. Aber nur einen Augenblick, dann steht er wieder fest.

„Die Nacht — ich habe es erwartet!“

Goldberg tritt näher und flüstert dem Minister zu: „Der Graf von Saint Marsan, der gestern ankam, und mich mit der Ueberbringung des Dekrets beauftragte, achtet Sie gleich mir. Er hat Befehl, alle diplomatischen Beziehungen zum preussischen Hofe abzubringen und Berlin sofort wieder zu verlassen, wenn er Sie im Preussischen oder gar noch als Minister vorfindet. Aber wenn Ergzellenz sogleich abreisen, wird er tun, als ob Sie schon abwesend wären.“

„Ich danke dem Herrn Grafen und werde ihn unverzüglich aus etwaiger Verlegenheit befreien. Ich danke auch Ihnen, Herr von Goldberg, wenn Sie eines Gedächtnis Dank nicht verschmähen.“

Ein Händedruck, ein Blick und die beiden Männer schieden.

Am Abende dieses Tages, des 5. Januar 1809, waren Steins Freunde zum letzten Male bei dem Freiherrn versammelt. Die Maßregeln zur schleunigen Flucht nach Oesterreich waren getroffen; der König, der in Königsberg residierte, war benachrichtigt worden. Was wird die Zukunft bringen? so stand es auf aller Antlitz zu lesen. Die

*) Die rheinbündischen Behörden verdachten „Le nommé Stein“: „der genannte Stein“, gerade wie in „Le dit Stein“.

Unterhaltung stochte; wenig ward geflüstert, trotzdem kein Welschenfreund und Denunziant in der Versammlung war. Endlich erhob man sich; stumm reichte Stein einem jeden Freunde die Hand.

Da hielt diese der Major von Röder in der seinen lange fest, schaute dem Geächteten ins blaue Auge und sprach: „Euer Eggellenz werden jetzt durch die Franzosen Ihres angestammten Erbes beraubt; wir Preußen müssen es Ihnen mit unserem Blute wiedererobern.“ Damit war der Bann gelöst, der auf allen ruhte. Ueber ernsten Stunden schwebt oft des Prophetengeistes Fittich.

Das preußische Junkertum hatte frohlockt, als der eiserne Mann, dessen Hammer die Fesseln der Leibeigenschaft zer schlagen hatte, seine Entlassung nehmen mußte. Die Schranzen hatten ihn zu Berlin mit Ostentation gemieden. Wie würden sie frohlockt haben, hätten sie gesehen, wie der Gefürzte, Geächtete nämlich, einem Verbredher gleich, die Hauptstadt verlassen mußte.

Durch die Posten der französischen Besatzung in ihren weißen Uniformen rollte der Wagen Steins in die düsteren Schneewirbel der Winternacht hinaus. Ohne Unterbrechung fuhr der Einsame dahin auf der Landstraße bis gen Sagan, wo er sich einige Stunden Schlafes gönnte. Am folgenden Tage ging es weiter nach Bunzlau, von da in einem Schlitten bis Löwenberg. Wiederum nur einige Stunden Ruhe, dann um ein Uhr des Nachts fort, zu Schlitten weiter — ohne Aufenthalt.

Klar war die Winternacht; die Sterne blinkten vom blauen Aether hernieder; mild und sanft war das Wetter geworden. Feierliche Stille ringsum; ruhig hatten sich die Bewohner allenthalben in des Schlafes Arme gelegt. Nur der einsame Reisende wachte. Und da kam es über ihn. Am Neujahrstage hatte er mit den Seinen Schleiermachers herrliche Kanzelrede gelesen, „über das, was der Mensch zu fürchten habe, und was nicht zu fürchten sei.“ Gott, sonst nichts in der Welt — wie achtzig Jahre später ein anderer gewaltiger deutscher Stein sagte. Also auch den Tyrannen nicht, der die Besten und Edelsten Deutschlands ächtete. Nur getrost! So wie nun in Nacht und Dunkel der Weg hinausführt aus dem Reiche ins Elend, also wird er eines sonnigen Tages auch wieder hineinführen ins befreite Land. Gott verläßt keinen Deutschen!

Am 9. Januar hatte Stein das Gut bei Buchwald auf dem noch ziemlich schneefreien Riesengebirge erreicht und pochte bei seinen Freunden Graf und Gräfin Reden an. Bestürzt empfing das brave Paar den Flüchtling, aber es war weit entfernt, ihn zu verleugnen, trotzdem in dem zwei Meilen nahen Hirschberg französisches Kriegsvolk lag, das nun den Achtbrief kennen mußte.

Stein hielt drei Tage Rast; Briefe kamen von seinen Lieben. Die Freifrau daheim verging vor Angst — konnte sich des Gewalthabers Zorn nicht an ihr schadlos halten? Dennoch dachte sie nur an des geliebten Gatten Schicksal. Sie ließ ihm einen vom österreichischen Gesandten ausgefertigten Paß zukommen und riet ihm dringend, über die Grenze zu gehen. Seine Berliner Freunde taten desgleichen. Also abermals auf!

Es ging hinauf ins Gebirge. Unter herzlichen Segenswünschen hatten die Freunde von Buchwald unterwegs Abschied genommen; nur der Graf Gehler, der ihn in Buchwald aufgesucht hatte und sein Eril freiwillig mit ihm teilen wollte, blieb an Steins Seite. Schweigend schritten die Männer nebeneinander hinter dem Wagen her, der sich mühsam den holperigen Weg hinaufarbeitete. Rechts blinkte der weiße Gipfel der Schneekoppe.

Schwarz-gelbe Grenzpfähle! — „Halt! Wer da?“ Die Grenzwache salutiert, nachdem der Führer den Paß gelesen und eherbietig die Straße freigegeben hat.

Auf dem Kamme des Gebirges, verschränkt die Arme auf der Brust, steht der Freiherr — rückwärts die Blicke gerichtet auf das deutsche Gebiet. „Siehe, du treibst mich aus dem Lande — unstät und flüchtig muß ich sein auf Erden. Die Güter meines Hauses, die ihm nahezu siebenhundert Jahre eigen waren, fern im schönen Tale der Ebn, raubst du mir. Dafür erkläre ich dir den Krieg, und nicht

ruhen und rasten will ich in dem Wirken zu deinem Verderben, bis dich der Herrgott niederwirft in den Staub, aus dem er dich hat erstehen lassen.“

Langsam wandte sich Stein mit seinem Begleiter zu dem Wagen. Am Abend des 12. Januar befanden sie sich in Sicherheit im böhmischen Städtchen Trautenau. Und in der Nacht fiel ein Schnee, der die Pässe des Riesengebirges für Wochen hindurch unpassierbar machte.

* * *

Genau an demselben Tage jagte der Mann des Unheils in Gewaltritten von den Schneefeldern Galiciens, wo seine Marschälle die Engländer auf ihre Schiffe drängten, heimwärts nach Frankreich, um der geplanten österreichischen Schilderhebung zu begegnen. Noch war seine Zeit nicht erfüllt. Der Riesenbluttag von Wagram schmetterte die Hoffnungen der deutschen Patrioten nieder; der Thron Bonapartes, seine Weltherrschaft, sie waren gesicherter als je.

* * *

Aber die Stunde der unerbittlichen Vergeltung kam. Der Dezember von 1812 sah den Korfen, geschlagen und flüchtig, auf dem Schlitten Deutschland durchziehen, und der Dezember von 1813 fand ihn zerschmettert und seiner Weltherrschaft entkleidet. Nicht er war mehr der Gebieter des getrümmerten Rheinbundes; an seiner Stelle waltete, mit höchster Autorität in deutschen Gauen bekleidet, der Mann, dessen Fürsprache gerade damals den nassauischen Fürsten, die auf des Tyrannen Gebot seine Besitzungen hatten mit Beschlagnahme belegen müssen, ihre verwirkten Lände rettete, der Mann, der der Treibjacht zur Vernichtung, zur Austilgung der Zwingherrschaft, zur Vertreibung der Gottesgeißel vom Kontinente gewesen war und blieb — „le nommé Stein“.



Quartier in Feindesland.

Von Albert Fried.

Ein reizendes Idyll schildert Ludwig Pietisch in seinen Kriesschildern „Von Berlin bis Paris“. Er hatte in St. Germain einen Quartierzettel erhalten: „Veuve Marcelot“. Und er fand ein kleines Häuschen mit Gärtchen, das von seinen Besitzern längst verlassen war. Die Tür war vom Kurier längst herangeschlagen, und die alte Dame Marcelot hatte auf ihrer Flucht mitgenommen, was sie vermochte: die große Bettstelle war des Himmels und sämtlicher Bettstücke beraubt. „Aber die Möbel,“ so erzählt Pietisch, „stehen noch, als ob sie gegenwärtig wäre; jede Vase, jedes der hundert Kästchen, Körbchen und Schächtelchen an seiner Stelle auf dem Kaminsims, Kommode, Tischchen; jedes Bild an seinem Wandplatz, den es sicher dort seit fünfzig Jahren einnahm. Darunter merkwürdige Dinge, z. B. eingerahmte Bleistiftzeichnungen von Vouders Hand, Sigürchen junger Schächerinnen von entzündender, soletter Grazie.“ Und Pietisch schildert alle die Herrlichkeiten dieses Heimes einer alten kunstfertigen Dame und erzählt dann: „Draußen in der kleinen Küche ein Wandschrank — und nach für nach befüllt mit Eingemachtem von jeder Fruchtart in fest zugebundenen Flaschen, Steingut- und Porzellanbüchsen und Töpfen mit zierlich darauf geschriebener Inhaltsangabe. Aber die Neugier meiner bauerlichen Eskorte war damit noch nicht befriedigt. Sie entdeckten in der Küchenwand eine Tür zur Kellertreppe, stiegen hinab, und bald verkündete ihr Ruf eine wichtige Entdeckung: ein großartiges Lager gefüllter Flaschen Chablis, nicht mouffierenden Champagners, Rotweins, und dazu noch zwei ganze Fässer unabgezogenen Weines. Ich bin überzeugt, Madame Marcelot hat ihr nie getrunken, sondern nur gehalten, weil das hier zu einer vollständigen Wirtschaft gehört. Die unendlich mannigfaltigen liqueurs und pillules digestifs die in allen Ecken der Wohnung standen, schienen ihr sicher viel notwendiger zum Leben.“ Als die Franzosen, die den Inhaber dieses Quartiers dorthin geleitet hatten, ihn so reichlich mit Getränken versorgt fanden, waren sie sofort bemüht, ihn auch mit ehbaren Dingen zu versehen und die Getränke sich anzueignen. „Dis gegen Mitternacht“, so erzählt Pietisch, „als ich mich längst, so gut es gehen wollte, in meiner unverfälschten Eremitage verbarrikadiert und mit Strohlach, Stuhlreihen und Zimmertewid mein originelles Lager in der alten Witwe leerer Bettstelle bereitet hatte, hörte das Anpochen und Witten draußen nicht auf: „Monsieur, encore une bouteille“

c'est pour vos camarades, pour vos pauvres soldats; ils n'ont rien à boire! Diese Spitzbuben — ich möchte wissen, wieviel sie im Keller gelassen haben werden, nachdem ich meinem Königreich vor neunzehn Stunden den Rücken gekehrt."

Es genug wurde in Feindesland zwischen den Quartiergebern und seiner Einquartierung Freundschaft geschlossen. So berichtete der badische Oberst Weg in seinen Kriegserinnerungen, wie er in Corcelles les monts bei einem biederen reichen Landwirt einquartiert war, der allabendlich sich gemüthlich zu seiner Einquartierung setzte und sich erzählen ließ, was es wiederum Neues gäbe. Jedem anderen gegenüber wäre es vielleicht taftlos gewesen, immer wieder von den Siegen der Deutschen zu sprechen; jener gute Alte aber bat ausdrücklich, man möchte ihn nicht schonen und ihm die Wahrheit sagen, und dann rief er bei jedem Siege aus: „Pauvre France, que voulez-vous que je fasse!“ Hören wollte er aber doch immer alles, und dabei trank er gemüthlich das Glas Bier und rauchte die Zigarre, die sich Oberst Weg hatte kommen lassen und mit denen er seinen Quartiergeber regalierte. Eines Tages aber, als plötzlich Marschordre kam und die Badener weiterzogen, war er sehr bewegt, nicht nur weil die unfreiwilligen Gäste ihn verließen, sondern weil er daraus auch sah, daß wieder etwas gegen seine „pauvre France“ unternommen werde; er wünschte aber doch beim Abschied den Abziehenden Erhaltung von Leben und Gesundheit. Inbessen kamen die Einquartierten wider Erwarten, da die Marschordre auf Mißverständnis beruhte, schon am andern Morgen wieder zurück. Da war des Franzosen Freude sichtlich aufrichtig und sie wurde noch größer, als man ihm erzählte, daß es sich nur um eine „promenade militaire“ gehandelt habe und der pauvre France nichts geschehen sei.

Wie es einem im Quartier in Feindesland ergehen kann, wenn man nachts seine Stubentür nicht verschließt, erzählt derselbe Badische Oberst. Ein Offizier hatte bei einem Bauern Quartier erhalten, das aus einem Zimmer mit Klotzen bestand, in welchem letzteren das Bett stand. Er legte sich rasch schlafen, wurde aber nur zu bald durch ein Geräusch geweckt und vernahm, wie jemand leise ins anstößende Zimmer trat, auf den in der Mitte stehenden Tisch zuging, die Schublade zog und mit Vorsicht in dem Besteckkorbe herumhantierte. Aha, der sucht ein Messer, um mich menschlins zu ermorden, denkt der Offizier und greift leise nach seinem auf dem Nachtsisch liegenden Revolver und setzt sich schukkbereit hin, vernimmt aber, wie der Eindringling sich wieder davonschleicht und hört die Tür schließen. Nun macht er Licht, sieht, daß niemand im Zimmer und riegelt nunmehr zu. Dann sieht er, daß — der „Eindringling“ wohl der Bauer gewesen, der, spät heimkehrend, noch Hunger verspürte und sich ein Stück Brot aus der Schublade geholt hatte. Aber der Offizier lernte doch aus dem Vorfall, daß man im Quartier in Feindesland stets sein Zimmer verschließen muß, wenn man ruhig schlafen will.

Natürlich, Vorsicht ist geboten; aber, wie gesagt, im allgemeinen ist die Bevölkerung in Feindesland der Einquartierung, wenn diese nichts Ungebührliches verlangt und nicht selbst sich den friedlichen Leuten gegenüber feindlich zeigt, besser als im allgemeinen geglaubt wird. Wenigstens war das 1870 in Frankreich so der Fall, wo die Preußen als Kinderfressende, alles mordende Barbaren bei den Franzosen verflochten waren, welche nun aber sahen, daß die Deutschen auch menschlich fühlten, die Angst, die sie vor der Einquartierung hatten, bekämpften und ihren unfreiwilligen Gästen das Beste boten, das sie hatten. Vielfach wird erzählt, daß die Quartiergeber ordentlich überrascht waren, so menschlich fühlende Feinde vor sich zu sehen. Beim Abziehen wurden die guten Menschen dann oft bedauert, daß sie gegen so grimmige Gegner ausrücken mußten, wie es die Franzosen sind. „O, vous êtes perdus! Vous et tous les autres, ces braves garçons. Vous ne connaissez pas la France et Paris et notre armée invincible. Vous êtes perdus, tous, tous!“ So rief gerührt eine Französin der Einquartierung nach.

Ganz besonders erfreute es die Leute, wenn die „Kinderfressenden Barbaren“ sich freundlich gegen die Kinder erwiesen. Felix Dahn, der als Samariter in den Krieg gezogen war, erzählt: „zumal daß ich, wie mich das Herz trieb, mit den netten Kindern eifrig spielte, gefiel den guten Leuten; sie hätten mich trank gestillert, wehrte ich nicht ab, die Frau schleuderte ihr eigenes Kopfkissen auf mein obnehin treffliches Bett.“ Und später heißt es dann in seinem Bericht: „Als ich die Treppe hinabstieg, war alles still und leer: die Hausleute waren in der nahen Kirche, die einquartierten Soldaten abmarschiert. Da drang aus der offenen Tür eines Gemaches im Erdgeschos die Stimme eines Kindes: es klang so eigen, so feierlich; ich trat leise, unvermerkt näher. In seinem Bettchen kniete das Kind der Hausleute, ein bildschöner Knabe von etwa fünf Jahren, auf sein Gemächchen rieselte das blonde Haar: andächtig hob er die gefalteten Händchen zu dem Muttergottesbilde an der Wand empor und, nachdem er das Vaterunser beendet, sagte er bei: „Et vous, Sainte Vierge, sauvez la pauvre France! Priez votre

fils pour les pauvres Français!“ Auf das tiefste erschütterte durch diese offenbar in den letzten Wochen dem Kleinen auf-erlegten Worte, durch die reine, silberhelle Stimme des Kindes schritt ich näher: die Tränen traten mir in die Augen, ich küßte den Knaben auf die schöne Stirn; er sah mich erstaunt, aber lächelnd an und schlang beide Arme um meinen Hals: so fand uns die Mutter; sie brach in lautes Schluchzen aus, ich aber ging, um nicht auch zu erweichen.“

Ja, auch in Feindesland gibt es gute Menschen. Sie fühlen trotz des Hasses auch menschlich. Richard Voh, der als blutjunger, schwächlicher Mensch 1870 mit in den Krieg gezogen war, um Samariterdienste zu tun, erzählte gelegentlich, wie er einst in einem Quartier zusehen mußte, wie die Großen und Starcken sich herandrängten bei der Verteilung von Proviant, während er zu schwach, zu entkräftet war, um sich da mitdrängen zu können. So, ohne Hoffnung, von der Tafel der Reichen auch nur einen Brosamen abzubekommen, sah er zu Tode ermattet da. „Da wurde“, so erzählt er, „an meine Schulter gerührt, eine alte Bäuerin stand neben mir, die mir anflüsterte: „Viens, pauvre petit!“ Sie ging durch den Hof zum Haus, wo sie vor einer verschlossenen Thür, mich erwartend, stehen blieb. Dann öffnete sie, zog mich sich nach und riegelte hinter uns zu. Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo sich die Besitzerin des Gutes befand. Diese hatte mich vom Fenster aus beobachtet und durch meine große Jugend, mein blaßes Aussehen sich rühren lassen. Die gute Frau fragte mich, ob meine Mutter noch lebte? Und erzählte mir, daß ihr einziger Sohn Soldat und nun in Deutschland gefangen sei. Dann gab sie mir zu essen: kräftige Fleischsuppe und ein köstliches Kaninchenragout! Während ich aß, sah sie mir gegenüber, blickte mich unverwandt an und sagte leise: „Er hat noch eine Mutter! Wenn seine Mutter das wüßte! Wie seine Mutter sich freuen würde!“

Und Richard Voh fügte dieser Mitteilung die Worte hinzu: „Es war dies nicht die erste Guttat, die ich in Feindesland von Feindeshänden empfing; und es sollte nicht die letzte sein!“

Freilich: Quartier in Feindesland hat vor allem, mag es noch so gut sein, stets den Mangel, daß es eben in Feindesland liegt, fern von der Heimat, in der Fremde, wo Menschen mit anderen Gewohnheiten, anderer Lebensart wohnen und selbst Leute, die anderes zu essen pflegen. Auch in den besten Quartieren in Frankreich haben sich anno 1870 die Deutschen erst an die ewigen Hammelbraten gewöhnen müssen. Wochenlang war nichts anderes aufzutreiben als Hammel. Den höchsten Offizieren ging es nicht anders: sie bekamen Hammelkeule und mußten zufrieden sein, daß sie es bekamen. In Versailles sah ein General bei Tisch, als ein Hauptmann im Auftrage Bismarcks mit einer Meldung an den General kam. Als der Hauptmann sich empfahl, wünschte er seiner Exzellenz „guten Appetit“. „Es ist der sechszehndvierzigste Hammelbraten“, stöhnte die Exzellenz, „wie soll man da Appetit haben!“ Andern Tages, als der General sich wieder zu Tisch setzte, erschien ein Diener Bismarcks mit einem Korb und einem Billett folgenden Inhalts: „Da Sie ohne Zweifel soeben im Begriff sind, die sechszehndvierzigste Hammelkeule in Angriff zu nehmen, so erlaube ich mir, Ihnen zur Umpfischung das Beifolgende zu überreichen, mit meinem Gruß und besten Appetit wünschend, von Bismarck.“ Das „Beifolgende“ war ein prachtvoller Fasan.



Der Zar.

Von Georg Hesse.

„Er vereint den Stolz des Gesalbten, den Troß des Gläubigen, den Fanatismus des Volksbeglückers mit der traurigen Schwäche des Neuraschenikers“ — so charakterisierte vor Jahren jemand, der ihn gut kennt, Zar Nikolaus II. Diese Eigenschaften wohnen nun nicht etwa mehr oder weniger getrennt in ihm — sie gehen ineinander über. Der Schilderer fährt fort: „Vom Zustande des Hoheitsgefühls, wo er alles zu wissen vorgibt, wo er alles lenkt und die Welt nach dem Bilde einer großartigen Träumerei umgestalten will — von diesen euphoristischen Zuständen, wie sie ein Arzt nennen könnte, — leiten ihn dann schnelle Uebergänge zu dem vollkommen Entgegengesetzten, und mit Tränen in den Augen bittet er, man möge ihm keine feilschen, Qualen bereiten und ihn in Ruhe lassen.“ Mit

anderen Worten: ein Schwächling ist es, in dessen Hand das Geschick, Wohl und Wehe vieler Millionen Untertanen gelegt — ein Schwächling, wie er vielleicht nicht oft in eine gleich verantwortliche Stellung berufen ward. Er will gern den Anschein erwecken, er sei fromm. Nun wird echte, wirkliche Frömmigkeit stets Achtung finden: allein die dieses gekrönten Neuraasthenikers schmückt stark nach Aberglauben. Unausgesetzt ist er in den Händen von Okkultisten und Hellschern; die wiederum sind Marionetten von Männern wie Iswolsky und zuvor Plehwe. Tatsache ist, daß sich Nikolaus überaus gern das Horoskop stellen läßt; der betreffende Astrolog sagt ihm dann, was gerade die Hofstide dem Monarchen beigebracht wissen möchte. Daß Amuletts und Reliquien bei seiner Frömmigkeit eine maßgebende Rolle spielen, bleibe seine Sache. Aber merkwürdig mutet ein Vorfall an, den seinerzeit ein englisches Blatt — und die Beziehungen des Zaren zu einem großen Teile dieser Presse sowie zu der von Paris wurden ja seit jeher vorzüglich gepflegt — mitgeteilt hat. Es war kurz vor der Abfahrt der russischen Flotte in den Krieg wider Japan. Der Zar hatte versprochen, sie persönlich zu besichtigen. Da wird noch schnell Admiral Rosstjewensky, der Befehlshaber der Flotte, zu ihm befohlen. Nikolaus führt ihn schweigend in ein Zimmer, in dem die Kaiserin, den jungen Zesarewitsch auf dem Schoß, ansehend des Gastes bereits harret. Dann fordert der Zar diesen auf, des Kindes Hand zu untersuchen. Der Admiral gehorcht. Die kleinen Fingerchen umschließen krampfhaft ein winziges Heiligenbild. „Es gehört Ihnen“, sagt Nikolaus, mein Sohn schenkt es Ihnen; es wird Sie und die Flotte vor Unheil schützen; der Zesarewitsch segnet sie!“ Bekanntlich gelang dieser Wunsch sehr vorbei; die russische Armada fand, wie man weiß, ein schmachliches Ende.

Das Haupt der Hofkamarilla, die mit Nikolaus Gangball spielt, ist seine eigene Mutter. Klug, berechnet, zugleich von zähestem Willen, kannte die Wittve Alexanders III. seit jeher kein anderes Ziel, als Deutschland Ungelegenheiten zu bereiten. Der Ehe ihres Sohnes mit der Prinzessin Alix bereitete die Zarin kaum ein Hindernis; die heftige Fürstentochter war in England erzogen; und was Deutschlandlichkeit betraf, begegneten sich ja doch die Interessen des Hofes von St. James in vollstem Maße mit denen, die ihr selber am Herzen lagen. Allein, die Schwiegertochter erwies sich keineswegs als so lenkbar, wie sie selber gehofft hatte. In eben dem Maße, wie diese ihrem Willen entglitt, mußte sie jedoch auch die bisher so straffe Botmäßigkeit über den Sohn einbüßen. Doch Maria Feodorowna wußte Rat. Bekanntlich hatte Nikolaus früher einmal auf einer Reise, die er nach Japan unternommen, von einem dortigen Fanatiker einen Schlag auf den Kopf davongetragen. Die Verwundung war kaum der Rede wert, denn die eigentliche Wucht des Schläges hatte sein Begleiter, sein Vetter Georg von Griechenland, aufgefangen. Trotzdem war plötzlich im Volke die Kunde im Umlauf, der Zar sei ernstlich erkrankt: er leide an Gedächtnisschwäche und Sinnesverwirrung. Was Maria Feodorowna mit dem Ausstreuen dieser Nachricht bezweckte, liegt auf der Hand; es war nicht ihre Schuld, daß der Zar noch rechtzeitig gewarnt werden und die nötigen Vorkehrungen treffen konnte. Um so stärker blieb der Einfluß, den Wladimir, der älteste Bruder Alexanders III., zeitlebens auf ihn ausübte. Eine echt moskowitzische Natur, ging dieser mit dem gekrönten Schwächling um, wie es ihm behagte. Dem „Gil Blas“, also einer französischen Zeitung, teilte ein gewisser Dr. Ealande, des Zaren „Lehrer im Hypnotismus“, mit: Die Post- und Telegraphenbeamten von St. Petersburg waren in Ausstand getreten, und Graf Witte bat den Zaren um Befehle, wie er sich verhalten solle. „Nichts darf man zusehen!“ rief Wladimir, der hinzukam. Der Zar schien den Streikenden günstig gesinnt zu sein. Sein Oheim ward kirchrot im Gesicht. „Wenn wir nachgeben“, brüllte er, indem er zugleich mit der Faust auf den Tisch schlug, „so bedeutet das unser aller Ende!“ Die Kaiserin eilte, gerufen durch dies Toben, erschreckt herzu. Doch auf der Schwelle hielt sie ein Anblick zurück, der sie erstarren machte. Wie trunken von Raserei, hatte Wladimir

den Zaren an den Schultern gepackt, zornig schreiend: „Du richtest uns alle zugrunde, alle richtest du uns zugrunde!“ Dann stieß er seinen Neffen so brutal zurück, daß dieser ausglitt und schwer gegen ein Möbelfuß fiel. Hierbei rentte sich der „Herrscher aller Reußen“ die Schulter aus.

Anfangs ward bereits betont, daß in Nikolaus II. das Autokratentum eine Verkörperung erfahren, wie dies selbst in Rußland vielleicht nie zuvor der Fall gewesen ist. Wer von ihm, bevor er den Thron bestieg, Besseres erhofft hatte, mußte bald erkennen, daß er Täuschungen nachgegangen hatte. Sofort als er die Provinziallandstände zum erstenmal empfing, offenbarte er seine Gesinnung in Ausdrücken und Wendungen, wie: „Daß er an der autokratischen Regierungsform seiner Vorgänger auf dem Thron durchaus festzuhalten entschlossen sei“; „daß die Wohlfahrt des heiligen Rußland in seiner Identität mit der Person des Zaren beruhe“; „alle Welt soll wissen, daß ich, indem ich meine ganze Kraft in den Dienst meines Volkes stelle, das Prinzip der Autokratie mit derselben Entschlossenheit und ebenso unbeugsam aufrecht erhalte wie mein Herr Vater“. Diese Worte mögen souffliert worden sein; allein seiner wirklichen Gesinnung entsprechen sie sonder Zweifel. Und wie sein gesamtes Dasein gemäß der neuraasthenischen Veranlagung dieses Schwächlings — sich darin gefällt, daß er von einem Gegensatz zum anderen stolpert, so der nicht minder auffällige seiner ganz plötzlichen Bereitwilligkeit, den Friedensstifter unter den Nationen zu spielen. Dem eigenen Haupte freilich dürfte dieser Plan wohl kaum entsprungen sein. Allein die Rolle dünkte ihm vorteilhaft, darum übernahm er sie. Man staunte: vom Throne her, den einst der Massenmörder Iwan der Grausame eingenommen, erklang die Kunde vom ewigen Völkerfrieden. Murawiew mußte den Höfen mitteilen: „Die wirtschaftlichen Kriegen werden zum großen Teil hervorgerufen durch das System der Rüstungen bis aufs äußerste, und die ständige Gefahr, die in dieser Kriegsstoffansammlung ruht, macht die Heere unserer Tage zu einer erdrückenden Last, die von den einzelnen Völkern nur noch mit Mühe getragen wird. Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastrophe führen würde, die man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken die Menschen schon beim bloßen Gedanken schauern macht. Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, von dem die ganze Welt bedroht wird, das ist die höchste Pflicht, die sich heutzutage sämtlichen Staaten aufzwingt.“ Die Farce gelang bekanntlich ausgezeichnet, und die Welt ließ sich in der Tat eine Weile von dem moskowitzischen Komödianten hinters Licht führen. Die Konferenz, zu deren Beteiligung Murawiew die Höfe gemäß dem „höchherzigen und humanen Streben“ seines „erhabenen Herrn“ einlud, trat ins Dasein. Was sie zustande gebracht, beweisen die heutigen Vorgänge. Rußland selber hörte niemals auf, die Brandfackel über seine Grenzen zu werfen. Das eiserne Gesetz der Menschlichkeit befiehlt, daß, wo ein Kampf stattgefunden, die Toten wenigstens in den Schoß der Erde gebettet werden. Das schiebt moskowitzische Horden nichts. Wer erkunden will, wie die verfahren, werfe einen Blick auf die schaurigen Bilder Wassily Wereschagins oder, wofern ihm die Gelegenheit hierzu gefehlt, höre er, wie dieser die Schlachtfelder an der Grenze zu China hin mit der Feder malt: „Überall ganze Haufen von Köpfen und verschiedenen menschlichen Knochen. An manchen Stellen, wo man die hingeschlachtete Garnison von den Mauern herabgeworfen hatte, buchstäblich mit Pyramiden von Schädeln besät. In den benachbarten Dörfern die Gassen und Höfe der Häuser mit Skeletten und Schädeln regelrecht verbarrikadiert. Ringsum auf den Feldern, wie weit nur der Blick trägt, überall Schädel, Schädel und Schädel.“ —

Mit welcher Unverfrorenheit Rußland in den letzten Jahren auf deutschem und österreichisch-ungarischem Boden Spionage betrieb, dürfte noch in aller Erinnerung leben. Also dafür ist Geld vorhanden, um dies niederträchtigste unter allen Gewerben in Schwang zu bringen; überhaupt fehlt niemals der rollende Rubel, sofern es sich darum handelt, Ordnung und Gesittung bei Völkern, die Väterchen und

dessen Ratgebern ein Dorn im Auge sind zu untergraben. Im eigenen Lande gleichzeitig Armut, Knote und Kerker. Womöglich der Henker immer bei der Arbeit. Es ist unwiderprochen behauptet worden: „Da die Henker nicht ausreichten, blieb kein anderes Mittel übrig, als die Mitgefangenen zu veranlassen, die zum Tode Verurteilten hinzurichten.“ Im Jahre 1908 nahm die Reichsduma zur Kenntnis, daß nicht weniger als 2569 Todesurteile vollstreckt worden sind; also an jedem Tage hatten die Henker siebenmal ihres schaurigen Amtes zu walten. Wie viele Juden überdies bei den sich alljährlich wiederholenden Pogroms hingewürgt worden sind, darüber fehlt aus begreiflichen Gründen jede Auskunft. Heute wendet sich Nikolaus in gleichnerischen Versprechungen an seine „lieben Juden“; im Jahre 1902 schrieb er an den Rand des Gesetzentwurfs über die Ausweisung der Bedauernswerten aus Sibirien, den seine Kreatur Plehwe ihm zur Begutachtung übermittelte: „Die Juden, die ihre gesetzliche Ausweisungszone verlassen, überschwemmen alljährlich ganze Distrikte mit ihrer widerlichen Gegenwart; mit diesem unerträglichen Zustande muß ausgeräumt werden.“ Wie gesagt: seinem eigenen Willen mögen solche Maßnahmen nicht entspringen; offenbar ist er nämlich nicht imstande, sich zu einem auch nur einigermaßen selbständigen Entschluß durchzuringen, geschweige denn ihn in die Tat umzusetzen. Graf Tichy, der Maler des Zarenhofes, der also Nikolaus II. sehr genau kannte, schilderte ihn: „Es gibt vielleicht nichts Ohnmächtigeres, als diesen „Herrscher aller Reußen“. Das System zu seinem Schutze bringt es mit sich, daß er von dem meisten, was in seinem Reiche vorgeht, nie etwas erfährt. Allmächtig ist nur die Polizei, sind die Parasiten des Systems. Zur Zeit, als ich in St. Petersburg weilte, war er außer sich, daß man ihn wider seinen Willen und entgegen aller Versicherungen, die ihm bezüglich der asiatischen Politik gegeben waren, in den Krieg mit Japan verwickelt. Er mußte doch schließlich den Ratgebern folgen, die ihn zwangen, sich den Truppen und dem Volke zu zeigen und den Siegesgewissen zu spielen. Zu Hause beklagt er dann sein Los und flucht den Männern, deren Gefangenener er ist.“ Ähnlich dürfte denn auch die Rolle sein, die in diesem Kriege von denen, die ihn gängeln, dem Schwächling zugewiesen ward. Paul Lindau hat recht, wenn er ihn in jenen flammenden Versen, die jüngst in die Öffentlichkeit herauströnten, charakterisierte:

„Du bist kein Fürst von Gottes Gnaden,
Ein Wurm bist Du — von Gottes Fluch!“



Das eiserne Kreuz des Kommissarius.

Erzählung von Karl Vusse.
(Schluß.)

Meine kühnen Hoffnungen, so ein halbes Dutzend französischer Fahnen zu holen, waren immer tiefer gesunken. An ein eisernes Kreuz dachte ich auch nicht mehr. Ich wollte schon zufrieden sein, wenn ich gesund zurückkam. Daß die Kirsche meine Frau ward, wollte ich dann schon durchsetzen.

So kam der 10. Januar heran. Daß entscheidende Schlachten bevorstanden, wußten wir alle. Chancys Hauptmacht hielt uns vor Le Mans stand. Dieser 10. Januar brachte uns das blutige Gefecht von Parigné. Ein Streifschuß verwundete mich am Arm, aber so leicht, daß es kaum der Rede wert war. Uebrigens hatte mich den ganzen Tag über eine heftige Unruhe ergriffen. Man wird im Felde leicht abergläubisch — ich hätte darauf schwören mögen, daß mir etwas Bitteres bevorstand. Tod oder Verwundung — eins davon würde mir der 11. Januar sicherlich bringen. So setzte ich mich denn, gleich als wir mit Anbruch der Dunkelheit zur Ruhe kamen — es war vielleicht fünf Uhr

nachmittags — zum Schreiben hin. Ich schrieb an die Kirsche. Mir war ganz weich zu Mute. Ich schrieb, als wenn es ganz sicher wäre, daß ich morgen fallen würde. Und mein ganzes Herz — na ja, Küßrei!

Am späten Abend traf die Feldpost aus der Heimat ein. Sie wurde noch verteilt. Zwei Briefe waren für mich dabei. Einer war von Kene Wittkop, einer von meiner Mutter. Da war alle Unruhe vergessen und verschwunden. Sellig riß ich das Kuvert, das Kene's Handschrift trug, auf.

Eine steife Karte fiel mir entgegen. Dreimal habe ich sie gelesen, ohne sie zu verstehen. Ich las immer, daß Helene Wittkop sich mit dem Gymnasiallehrer Dr. Richard Fuchs verlobt habe. Daß die Kirsche mir untreu geworden sei.

Ich hab' gelacht: „Das ist ja Unsinn!“ Ich hab' noch lauter gelacht: „Der Witz ist dumm!“ Dann hab' ich gebrüllt, geschrien und hab' — — Verzeihen Sie mir, ich denk' selbst heute nicht gern daran.

Die Hauptsache: auch meine Mutter bestätigte mir, daß Kene sich unterm Tannenbaum verlobt habe. Am Nachmittag sei sie noch dagewesen, hatte allerlei mitgebracht, was sie für mich gestrickt und gearbeitet hatte, aber hatte gesagt: „Das darf ich jetzt nicht mehr geben!“ Und hatte bitterlich geweint.

Am nächsten Tage erfuhr die Stadt ihre Verlobung. Der Zimmermeister strahlte. Arm in Arm zog er mit dem Schwiegervater durch die Straßen: Bildung und Besitz hatten sich vereinigt.

Ich glaube steif und fest, daß ich zwei Tage lang verrißt war. Nur so erklärt sich mir heute, was ich tat. Wir hatten einen jungen Leutnant, an dem wir alle sehr hingen — ein patentiertes Kerlchen, immer vergnügt. Zu dem geh' ich. Ich wußte, sag' ich ihm, daß ich lebendig nicht davonkäme, auch nicht davonzukommen wünschte, und da bitt' ich denn, daß er gleich, wenn die Sache so weit wäre, meiner Mutter schreibe — und ah — der Kirsche.

„Machen Sie keinen Unsinn, Schließ,“ lachte er.

Aber ich laß' nicht locker. Und er verspricht mir, meine Bitte zu erfüllen.

Schön. Der Morgen war höllisch kalt. Ich seh' mich noch, wie ich mir in die Hände Mäse, und dabei denk' ich: Was tut's, bald sind sie noch kälter. Was weiter folgt, ist mir weder ganz deutlich gewesen, als ich's erlebte, noch jetzt. Wir kommen an den Feind — das war Chancys Hauptmacht. Le Mans wollte er auf jeden Fall halten. Und plötzlich paßt mich eine furchtbare Wut. Ich hör' und seh' nichts mehr. Ich bin mitten im Handgemenge. Ich schrei' immer nur: „Warte Fückschen!“ und schlag' wie wahnsinnig links und rechts. Zur Fahne will ich durch — immer zur Fahne. Ich bin garnicht mehr ich selbst — ein Raubtier bin ich, das sich in die Feinde frißt.

Neben mir hör' ich rufen: „Schließ — zum Donnerwetter, sind Sie des Teufels?“ Einen Augenblick blüht es mir auf: das ist der Leutnant. Er schert mich nicht, vorwärts! — weiter! Und immer wieder: Warte, Fückschen! Halb betäubt bin ich — manchen Augenblick kann ich nichts sehen, als wär' ich blind. Aber der Arm schlägt weiter — es ist mir egal, wen, was, wo ich treffe. Ein paar mal scheint es mir, als ob der Leutnant für mich Schutzengel spielt und Hiebe, die mir gelten, pariert. Das erfüllt mich mit einer jähen Wut. Ich wende den Kopf. Gerad' seh' ich, wie er lacht und um sich schlägt. Mit einem Male ist er verschwunden.

Irgend eine Kugel — es rührt mich garnicht, so gern ich ihn hatte. Nur wundere ich mich — es ist eine förmliche Wut —, daß ich selber immer noch lebe. Und in dieser Wut geh' ich noch verzweifelter drauf los. Die Fahne kommt immer näher, ein riesiger Kerl mit rotem Bart trägt sie.

Der rote Bart raubt mir die Besinnung ganz. „Fuchs!“ brüll' ich. Und mit furchtbaren Hieben rüd' ich ihm auf den Pelz. Eine jähe Panik entsteht. Ich muß auch wie ein Teufel ausgesehen haben, rauchgeschwärtzt, Pulverschleim im Gesicht, abgerissen. Aber ich hab' die Fahne — ich hab' die Fahne! Der Fuchs ist tot. Mehr weiß ich nicht. Jedenfalls: der Feind ist geschlagen. Heut' steht ja wohl fest, daß nicht sowohl wir es gewesen, die den General Chancy zum

Rückzug zwangen, als vielmehr unser linker Flügel, der La Tuilerie besetzte. Das verursachte die größte Panik.

Alle Offiziere drückten mir die Hand, Berichte gehen ab — mir ist alles egal. Warum leb' ich? möchte ich immerzu fragen. Und immer nur eine Hoffnung: morgen. Morgen geht es gegen Le Mans selbst.

Das Tollste: ich bin nicht müde, tue die Nacht kein Auge zu. Ich zude und fiebre, möchte singen und die ganze Welt auf den Kopf stellen. Sie bringen mit durchschossener Stirn den jungen Leutnant angeschleppt, der meinen Tod nach Hause melden sollte. Nun kann er's nicht mehr. Da muß ich es selbst tun. Ich beginne zu schreiben, aber ich habe keine Geduld, ich kann nicht still sitzen. Ich bin froh, als es Morgen wird, als es wieder losgeht.

Le Mans taucht auf. Der Turm der Kathedrale St. Julien winkt. Er winkt zur Hochzeit. Das ist die Kirche, jauchzt es in mir, in der ich Lene heiraten soll. Und in dem Gesecht, das folgt, tob' ich vorwärts wie gestern. Der Fuchs war tot, Lene frei — dort die Kirche, wo wir vor den Altar treten! Wie wir nach Le Mans 'reinkamen, weiß ich selber nicht. Die Franzosen sind in vollem Rückzug auf Alençon. Wir finden nur kurzen Widerstand. Und ich lebe immer noch.

Mechanisch marschier' ich in Reih und Glied. Ich seh' wie durch einen Nebel enge Straßen — sie werden geräumiger. Unsere Schritte dröhnen — da ist die Kathedrale. Ich hör's brausen, wie wenn die Orgel spielt; immer schneller braust es . . . Alles schwanzt um mich . . . nur die Orgel . . . die Orgel . . . spielt, trotzdem es ganz dunkel wird. . .

Mein Nebenmann fing mich auf. Im Feldlazarett erwachte ich. Sechzehn Stunden hatte ich ununterbrochen geschlafen. Es war mein Glück. Man befiel mich zur Versorgung noch einige Tage da, aber ich wurde nicht krank. Wahrscheinlich hatte der Schlaf mich vor dem Nervenfieber gerettet.

Als ich mich gesund meldete, machte man viel Geschichten mit mir. Vor der Front erhielt ich das eiserne Kreuz. Gleichzeitig wurde ich zum Offizier ernannt. Ich habe die Rippen zusammengepreßt. So stolz mich das alles machte — ich wog, als ich allein war, das Kreuz in der Hand und legte es auf die Verlobungsanzeige. Mir kam der Gedanke, daß Kreuze zu Gräbern passen.

Mit der Besiegung der Westarmee war der letzte Entsetzungsversuch gescheitert und das Schicksal von Paris entschieden. Lange dauerte es zwar noch, ehe ich zurückkam. Meine Heimatstadt besuchte ich nur auf zwei Tage, ohne die Kirche zu sehen. Der Zimmermeister war ganz plötzlich verstorben. Er fürchtete wohl, mit mir zusammenzustößen.

Nach dem Kriege habe ich rasch Karriere gemacht. In ziemlich jungen Jahren war ich Kommissarius. Weiter geht's ja nicht. Aber so oft ich mir auch alles zurückrief, so viel mir auch meine Kameraden von diesem 11. und 12. Januar erzählten — ich begriff es alles nur halb. Das war keine Tapferkeit; der Tapfere, so lange sein Hirn normal funktioniert, leistet sich so etwas nicht. Das war Wahnsinn, Verzweiflung, ungeheuerliche Nervenanspannung, für die ich nichts kann. Vielleicht war's deshalb, daß ich keine rechte Freude an meinem Kreuz hatte.

Vor acht, zehn Jahren sah ich die Lene wieder. Sie war alt geworden, eine kinderlose Frau. Glücklicherweise war sie nicht; unglücklich wohl eigentlich auch nicht. Aber stumpf — stumpf! Von Rechts wegen, dacht' ich, gehört dir mein Kreuz. Und während ich zu dem Gedanken noch nicht, ist es mir, als ob die Kirche selbst mit ihrer alten Stimme spricht: „Ich hab' schon eins!“ Mir lagen die Worte so im Ohr, daß ich aufsprang. — „Kreuzträger — na ja, wer ist das nicht? Die Lene Fuchs trägt wohl wirklich eins!“

Der Kommissarius schwieg, wog die Auszeichnung lose in der Hand. „Das ihre wird schwerer sein,“ murmelte er vor sich hin.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Epruchweisheit.

Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen: bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichsten Zeit. Goethe.

Von einem, der nur immer auf das Gegenwärtige denkt, könnte man sagen: er hat die Unsterblichkeit der Seele nicht erfunden. G. Ch. Vichtenberg.

Was ein wirklich feines sittliches Gefühl nicht mißbilligt, das halte ich auch nicht für Gott mißfällig. W. von Humboldt.

Uebers Niederträchtige
Niemand sich beklage:
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.

Westöstl. Divan.



Luftige Ecke.

Schulze: „Ich halte sehr viel vom frühen Aufstehen, Sie nicht auch?“ — Müller: „Ja, an und für sich ist das frühe Aufstehen nicht von so großem Wert. Es kommt ganz darauf an, was man tut nach dem Aufstehen. Es würde für die Welt besser sein, wenn manche Leute überhaupt nicht aufstünden.“

Ein Fuhrmann brachte eine Fuhre Kohlen vor eine Irrenanstalt und trat, als sich auf sein Läuten niemand meldete, ein und schritt den Korridor entlang. Es ließ sich niemand blicken, und eine Thür bemerkend, öffnete er sie und trat ein. Dann schloß sich die Thür und er befand sich in einer Gummizelle. Kurz darauf näherten sich einige Herren, die die Anstalt besichtigten und blickten neugierig durch ein Guckloch in der Thür. „Bitte, machen Sie die Thür auf,“ flehte der Unalltliche, „ich habe eine Fuhre Kohlen gebracht.“ — „Ah,“ sagte einer von den Herren, „das ist keine Bahnvorstellung. Einige meinen, sie seien ein König oder der Mikado oder Napoleon Bonaparte. Dieser arme Mensch hält sich für einen Kohlenfuhrmann. Kommen Sie weiter.“ — Und sie gingen weiter und ließen ihn.

Else: „Gans sagte mir gestern abend, ich sei das hübscheste Mädchen, das er je gesehen habe.“ — Ethel: „O, das sagt nichts. Dasselbe hat er mir vor einem Jahre gesagt.“ — „Ich weiß. Aber der Geschmack bessert sich mit den Jahren, weißt du.“

„Was für ein herrliches Gebäude ist das dort drüben.“ — „Ja, ja; aber der Besitzer hat es sich aus dem Blute, den Schmerzen und dem Stöhnen seiner Mitmenschen erbaut, aus dem Kummer kleiner Kinder und dem Wehe winkender Frauen.“ — „Ah! Ein Schnapsfabrikant natürlich! Ja, ja!“ — „O nein! Es ist ein Zahnarzt.“

Lehrer: „Warum hast du dein Haar nicht gekämmt, ehe du zur Schule gekommen bist?“ — Knabe: „Ich habe keinen Kamm, Herr Lehrer.“ — Lehrer: „Warum brauchst du dann nicht deines Vaters Kamm?“ — Knabe: „Vater hat keinen Kamm, Herr Lehrer.“ — Lehrer: „Nun, wie kämmt dein Vater denn sein Haar?“ — Knabe: „Vater hat kein Haar!“

Ein Mann, der an einer Wirtshausvorbei kam, fuhr plötzlich zurück, als ein Mensch durch die Thür geflogen kam und auf der Straße niederfiel. „Sie sind an die Luft gefest,“ bemerkte der Passant. — „Ja,“ war die Antwort, „aber warten Sie nur ab! Sie sind drinnen mit vieren; ich gebe jetzt wieder rein und werde sie einen nach dem anderen hinauswerfen. Bleiben Sie hier mal stehen und zählen Sie.“ — Der Mann ging wieder in die Wirtshaus hinein und sofort erhob sich drinnen ein gewaltiger Spektakel, und wieder kam einer durch die Thür geflogen. „Eins!“ rief der Zähler. — „Passen Sie das Zählen nur,“ ließ sich eine Stimme vom Pflaster vernehmen, „das bin ich wieder!“

Der alte Peters ist reich und geistig. Im Falle seines Todes wird sein Neffe Universalerbe sein. Ein Freund der Familie sprach zu dem alten Herrn: „Ich höre, Ihr Neffe steht im Begriff, sich zu verheiraten. Bei dieser Gelegenheit sollten Sie aber etwas tun, um ihm eine Freude zu machen.“ — „Das will ich auch,“ sagte Peters, „ich werde mich stellen, als wäre ich gefährlich krank.“

Schulze: „Diese Zeitschrift sagt, daß in Japan die Mode in Damenkleidern sich seit zweitausendfünfhundert Jahren nicht geändert hat.“ — Frau Schulze: „Himmel! Ich möchte wissen, worüber sich die Frauen dann unterhalten, wenn sie zusammenkommen?“

Die Hände auf für Liebesgaben!

Unsere Leser machen wir darauf aufmerksam, daß wir in unserer Expedition eine Sammelstelle für das Rote Kreuz eröffnet haben. Von hier aus werden die eingehenden Beträge dem Kreiskomitee vom Roten Kreuz zugeführt werden.

Annahmestellen:

Hauptgeschäft Nikolastr. 11, Zweigstelle I Mauritiusstr. 12, Zweigstelle II Bismardring 29.

Verlag der Wiesbadener Zeitung und der Wiesbadener Neueste Nachrichten.

13. Gabenverzeichnis.

Es gingen weiter ein für die Zentralfeste der Sammlungen für die freiwillige Hilfsleistung im Kriege, Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden, in der Zeit vom 12. September bis einschließlich 18. September 1914:

Abendschein (Quartiergeld) 20 M. — Frau Abegg (5. Gabe) 500 M. — Lokomotivbeizer A. D. 10 M. — Frau Albrecht 25 M. — M. Alter (Quartiergeld) 12.00 M. — Anderson 5 M. — A. D. (Quartiergeld) 5.00 M. — A. P. 5 M. — Frau B. Baer 20 M. — Oberingenieur R. Banfield 100 M. — Durch die Bank für Handel und Industrie wie folgt: Frau Sofie Deth (2. Gabe) 20 M., Frau P. Derber 100 M., G. S. 5 M., Frau S. 20 M., G. S. 10 M., G. Alexander 30 M., August Kortbecker 50 M., G. S. 5 M., P. R. 3 M., Mollu Wehmer (2. Gabe) 50 M., Sofie Vertram (2. Gabe) 20 M., D. Montandon (2. Monatsgabe) 1000 M. — Jul. Beck 10 M. — Rentner Rudolf Beck (2. Gabe) 50 M. — Verberich (2. Gabe) 5 M. — Dr. B. Bergmann (Quartiergeld) 30.40 M. — Dr. R. Verle (Quartiergeld) 109.20 M. — Durch das Bankhaus Marcus Verle u. Co.: Bonheim u. Morgenthau 100 M., Reichsverband 50 M., W. B. 20 M., Exzellenz General von Lente (2. Gabe) 50 M., Oberleutnant Winter (2. Gabe) 30 M. — Beschlagnahmespielgeld 9 M. — Durch Herrn Dr. Bidel 1.48 M. — Notenfäher Binael (Quartiergeld) 1.40 M. — Georg Blum (Bezahlung einer Rechnung von Dr. Schütz) 77.10 M. — L. Blum (Quartiergeld) 64.40 M. — S. Blumenthal (Quartiergeld) 50.40 M. — Frau Braudmann (Quartiergeld) 7 M. — E. Braudmann (Quartiergeld) 10.80 M. — Rektor Breidenstein 70 M. — J. Brühl (Quartiergeld) 16.80 M. — Heinrich Bruch 10 M. — Eduard Cordan 20 M.

Frau Debus 50 M. — Steuerrat Degenhardt (2. Gabe) 50 M. — Frau Denker 100 M. — Durch die Deutsche Bank wie folgt: C. Rumpf (2. Gabe) 300 M., Heinrich Reichard 10 M., Frau R. Dick-Wilson 100 M., Frau William Scarisbrick 200 M., Rechtsanwalt Kühne 100 M. — Deutsche Gold- und Silber-Scheideanstalt Frankfurt a. M. 88.05 M. — Frau Geheimrat Dietterweg 51.10 M. — August Dies (Quartiergeld) 11.20 M. — Frau Baronin von Dobeneck 500 M. — Frau E. Dohrn 5 M. — Dr. Dörner 50 M. — Durch die Dresdner Bank wie folgt: Dr. Margarethe Frits 8 M., einige Beamten der Dresdner Bank 15 M., Frau Bernhardine Elsbacher (2. Gabe) 200 M. — J. Dreher (Quartiergeld) 7 M. — Generalleutnant von Dufais (3. Gabe) 500 M.

Dr. C. (3. Gabe) 20 M. — E. B. 2.15 M. — E. J. 50 M. — E. von D. (2. Gabe) 20 M. — D. Eller (Quartiergeld) 0.80 M. — R. Eidelshelm (Quartiergeld) 14 M. — Erlös des Konzerts im Café Orient. Unter den Eichen. 37.23 M. — 1. Ergebnis der Sammelbüchsen und Zeller 903.48 M. — R. M. 6.20 M. — Frau von R. 40 M. — R. B. 20 M. — R. C. 100 M. — Rentner Theodor Rehr (2. Gabe) 300 M. — J. Reisinger (2. Gabe) 20 M. — Otto Rischer (Quartiergeld) 50.40 M. — Dr. Rirchenich (Quartiergeld) 11.20 M. — Frau Franzheim 20 M. — „Frauentopital“, Verlag Berlin, für 1200 Stück abgegebene Zeitschriften 60 M. — Heinrich Fried (aus Blumenverkauf) 10 M. — General von Britsch (Erlös aus einem tuk. Orden) 17.50 M. — Konful E. Britsch (Quartiergeld) 78.40 M. — Karl Frits, Resitator 25.10 M. — A. B. Fuchs (Quartiergeld) 5.60 M.

D. G. Scharnhorststraße (Quartiergeld) 20 M. — Fr. P. Grabrowski 25 M. — Frau Garthagen (Quartiergeld) 30.80 M. — Frau Elise Galt 15 M. — Geraeus (durch Fr. Mertens) 10 M. — Frau Defan Giehe Bwe. u. Tochter 20 M. — Konful Glade (3. Gabe) 500 M. — Wilhelm Glanener 50 M. — Major von Glöden (2. Gabe) 100 M. — A. u. D. Glücksmann (Sparpfennige) 10 M. — D. G. Gabel (Quartiergeld) 70 M. — D. von Gooding (Quartiergeld) 140 M. — D. Grün (2. Gabe) 20 M. — Frau Bildbauer Grünthaler Bwe. (1. Gabe) 30 M. — Grütis (durch Fr. Mertens) 5 M.

Frau D. (Quartiergeld) 2.80 M. — J. S. D. und E. Sch. (Kinder) 6 M. — D. A. 5 M. — Hammes 50 M. — Messner Hartmann 25 M. — Fr. Heerdt 120 M. — Emil Dees 100 M. — W. Defelmann (2. Gabe) 20 M. — Geschwister Dehner (Quartiergeld) 8.40 M. — Deidenreich-Schiffer 6 M.

Rechtsanwalt Deine 10 M. — Hofmeister Heimerdinger (für eine Taxe) 31.50 M. — Max Delferich, Inh. der Firma Stoh Nachf. (2. Gabe) 50 M. — Delsberg (Quartiergeld) 10 M. — Lehrer Dente 10 M. — Frau Dr. Derbert 25 M. — Hans Deh 50 M. — Derr und Frau von Denden 325 M. — Hedwig Dörle (aus London noch mitgebracht) 30 M. — L. Hofmann (Quartiergeld) 5.00 M. — Frau Geheimrat Dohnbork (2. Gabe) 100 M. — E. Dorn (Quartiergeld) 5.60 M. — Frau Clara Dusch 50 M. — Edith Dusch (Taschengeld) 5 M.

A. Intra (Quartiergeld) 8.40 M. — Jordan 10 M. — von R. 30 M. — Fr. von R. 20 M. — A. Kahn (Quartiergeld) 21 M. — J. Kahn 10 M. — P. Kaltwasser (Quartiergeld) 12.60 M. — Königliche Kasse 300 M. — Kaufmännischer Verein E. R. Wiesbaden 500 M. — A. von Kiehm (Quartiergeld) 61.60 M. — Fr. J. Kiling 10 M. — Klasse 1 der Mittelschule an der Luisenstraße 18.50 M. — Fr. Kiste Kiste 10 M. — R. K. Knepps (Quartiergeld) 54.08 M. — D. Kols (durch Fr. Mertens) 3 M. — 3. Kompanie Landsturm Infanterie-Bataillon Wiesbaden, a. St. Niederrhausen 30 M. — Rosenfütter 30 M. — D. Kose (Quartiergeld) 50.40 M. — Frau Kraemer 3 M. — Eine Krankenschwester aus der Schweiz 8 M. — Kreisverein vom Roten Kreuz 3 M. — Fr. J. Kriß 10 M. — Frau Kronenberger (Quartiergeld) 5 M. — A. Kummel (Quartiergeld) 15.40 M. — B. Kuriß 5 M.

Kauff, Franz, Hans, Ernst, Elisabeth und Clara je 5 M. — Fr. Lambert (2. Gabe) 10 M. — Robert Lathe (Quartiergeld) 25.20 M. — Frau A. von Laschinsky (3. Gabe) 5 M. — Lautenschläger 10 M. — Leppla 5 M. — D. J. Lettsch (Quartiergeld) 1.40 M. — Jettchen Levi 5 M. — Siegmund Levy 7 M. — Bernhard Liebmann (2. Gabe) 300 M.

Frau M. (1. Gabe) 20 M. — Mädchenklasse 3b Niederrheinschule 20 M. — G. E. Mannfeld (Quartiergeld) 4.20 M. — Major a. D. Marx (2. Gabe) 20 M. — Stadtrechner a. D. Karl Maurer (Erlös für verkaufte Silberlachen) 26 M. — Fr. L. Mey 50 M. — Direktor Michaelis 20 M. — Restaur. Metropole und Café Dohenzollern 10 Proa. der Bruttoeinnahmen während der Zeit vom 28. August bis 6. September 301.05 M. — A. Müller (Quartiergeld) 16.04 M. — Frau Lehrer E. A. Müller (Quartiergeld) 26.60 M. — Fr. Elise Müller 5 M. — Von den Damen des 2. Samariterlehrlaufes des Herrn Dr. Deins Müller 30 M. — W. Müller (Quartiergeld) 11.20 M. — August Möhring 10 M. — Moses Marx 20 M. — Münzert aus Alantenthal 40 M.

R. R. 5 M. — R. R. 10 M. — R. R. 20 M. — Durch die Nassauische Landesbank wie folgt: Wilhelm Unversagt, Landesbankbuchhalter 20 M., Konfidentklub „Delios“ 50 M., Eduard Kahn Söhne 245.86 M. — Neumann 5 M. — Frau Rins 20 M.

Sänger C. Otto vom Dortmunder Stadttheater (Erlös des Konzerts in der Barbura) 20 M. — R. Peimedo (Quartiergeld) 8.40 M. — Pfand 20 M. — A. Pfeiffer (2. Gabe) 10 M. — R. Pöter (2. Gabe) 100 M. — Angestellte der Firma J. Poulet G. m. b. H., Ergebnis ihrer Sammlung 100 M. — Frau Presber 5 M. — Prüffe (2. Gabe) 500 M.

Quartiergeld 20 M. — Fr. A. Raht (2. Gabe) 20 M. — A. Reichwein (Quartiergeld) 11.20 M. — Konrad Reinhold 5 M. — Durch die Rheinische Volkszeitung wie folgt: Stadtratsordner Ochs 50 M., Johann Raier 10 M., Bernhard Perscheid 20 M., Regellklub des Vereins „Alle Reine“ Wiesbaden 50 M., Frau E. Ribon 50 M., M. R. 5 M., Ungenannt 10 M., M. 2 M. — Eduard Rieder (Quartiergeld) 21 M. — Alexander Robinsohn 10 M. — Frau Luise Rosenbrock 2 M. — Frau Luise Rosenbrock (Quartiergeld) 8.40 M. — Bwe. Rosenbraun (Quartiergeld) 8.40 M. — Frau Ruf (Quartiergeld) 15 M. — G. Runten (3. Gabe) 2000 M.

Frau S. Sch. 50 M. — Frau Sachsenmeyer 10 M. — Siegmund Salomon 20 M. — Frau Amtsgerichtsrat Sanner 102 M. — Frau Scarisbrick (Quartiergeld) 11.20 M. —

Paul Seifert 150 M. — Frau Pina Seufert (3. Gabe) 100 M. — R. J. Seub (Quartiergeld) 53.20 M. — M. Singer (Quartiergeld) 4.20 M. — Fr. Springer 10 M. — E. Sch. 5 M. — Fr. v. Sch. 12 M. — Fr. Schäfer 10 M. — Schafes 10 M. — R. Schäfer (Quartiergeld) 2.80 M. — August Schäfer (Quartiergeld) 28 M. — Frau Schlad-Breitenberger (d. Daubmann) 100 M. — Durch Pfarrer Schloffer von L. E. 5 M. — Heinrich Schmidt 25 M. — R. Schorre (Quartiergeld) 12.60 M. — Pfarrer Schrader (5. Gabe) 20 M. — Ernst Schramm 60.20 M. — D. Schröder 10 M. — Schülerinnen des Museums am Schloßplatz, Museum 1, Oberlyzeum und Studienanstalt 375 M. — Dr. Schubert (Sammlung der Damen des Samariterkurses) 40 M. — Schwester E. D. 2 M.

R. Stallforth (Quartiergeld) 12.60 M. — Fr. Theresie Stod 100 M. — R. Stodhausen (Quartiergeld) 11.20 M.

Fr. Emilie Traeger 20 M. — Landgerichtsdirektor Travers (4. Gabe) 100 M. — P. Teneke (Quartiergeld) 5.60 M.

J. Ullmann (Quartiergeld) 14 M. — von Urci (Quartiergeld) 8.40 M. — Ungenannt 3 M. — Ungenannt 20 M. — Professor Ufener (2. Gabe) 100 M.

Geschwister Vater 8 M. — Verein der Bürobeamten der Rechtsanwälte und Notare 50 M. — Verein der städt. Beamten Wiesbaden 400 M. — Verein der städt. Büroassistenten an Wiesbaden (2. Gabe) 253 M. — Vereinigung junger Drogisten (Ortsgruppe Wiesbaden) 50 M. — E. Vietor (Quartiergeld) 7 M. — Schumachermeister Volter 5 M. — Durch den Vorkurs-Verein wie folgt: Emil Weber 6 M., Johanna Köhlmann 2 M., J. B. Graß 100 M., Berthold Ebel 15 M., Dr. Richard Senberth für Ruders 100 M., G. J. 50 M., R. D. 20 M., Professor M. Wade (1. Gabe) 20 M., Unbekannt 20 M., Fr. Dorothea Peirn 10 M. — Dr. E. Philippi 50 M. — Aus einem schiedsmännlichen Vergleich 3 M.

Geheimrat Wagner (3. Fr. Mertens) 10 M. — Lehrer a. D. Hermann Wagner (für die Vermundeten in Lüttich) 50 M. — Mittelschullehrer Wagner (2. Gabe) 10 M. (Quartiergeld) — Defan Waderling (3. Gabe) 100 M. — Fr. W. Weiland 5 M. — Berner, Doh und Spornhäuser (Quartiergeld) 17 M. — E. Wefse (Quartiergeld) 11.20 M. — Fr. Leni Wiende 10 M. — Wiesbadener Bewachungsinstitut 3 M. — Wiesbadener Tagblatt-Sammlung 800 M. — Wimschult 25 M. — P. Wintermeyer Bwe. (Quartiergeld) 33.00 M. — Frau Wolters (d. Fr. Mertens) 0.50 M. — General von Wulffen 100 M.

von Wedlis und Neufirk (Quartiergeld) 100.20 M. — R. Seib 100 M. — A. Bentner (Quartiergeld) 14.90 M. — Sammlung des Bazarvereins: R. Staßen 10 M., R. Pöthner 10 M., B. Seidel 10 M., J. C. Roth 10 M., E. Ruhlmann 10 M., A. Fromholz 10 M., D. Menges 10 M., B. Bidel 10 M., G. Meyer 10 M., D. Cron 20 M., W. Warth 10 M., J. Staßen 10 M., P. Kötter 10 M., E. Roth 10 M., A. Klein 10 M., D. Wilken 10 M., Ph. Hill 10 M., J. Fickbach 10 M., E. Eckhardt 10 M., A. Kummel 10 M., E. R. Schmidt 10 M., A. Erb 1.50 M., R. Deim 8 M., Lehmann Strauß 8 M., D. Krämer 5 M., J. Renner 10 M., E. Debert 10 M., A. Engel 50 M., M. u. Ch. Lewin 50 M., Ed. Laurenz 100 M., J. Bittenberg u. Co. 25 M., E. Kuhl 10 M., A. Reuch 10 M., P. Schmis 10 M., R. D. Graumann 12.50 M., D. Helben 20 M., Wilhelm Gerke aus Belgrad 10 M., zusammen 560 M.

Einnahme am 12. September 1914	4142.58 M.
Einnahme am 14. September 1914	2685.83 M.
Einnahme am 15. September 1914	3729.15 M.
Einnahme am 16. September 1914	3165.28 M.
Einnahme am 17. September 1914	1091.— M.
Einnahme am 18. September 1914	2989.80 M.
Einnahme der Sammlungen der vorerwähnten Banken	3204.86 M.

Gesamtsumme der bis jetzt eingegangenen Beträge 569301.34 M.

Wegen etwaigen Berichtigungen von Fehlern, die in vorstehender Liste unterlaufen sein sollten und die sich leider nicht immer vermeiden lassen, genügt eine kurze Notiz an das Bureau der Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime, Friedrichstraße 27.

Berichtigungen: Statt Lehrer Wagner muß es im Gabenverzeichnis 8 heißen Mittelschullehrer M. Wagner 10 M. (2. Gabe), statt Reichenbach muß es im Gabenverzeichnis 12 heißen Reichenbach 16.70 M., statt Dugi Reichard muß es heißen Dugo Reichard, durch die Vereinsbank Wiesbaden 50 M. (3. Gabe), in dem 12. Gabenverzeichnis muß es heißen durch das Bankhaus Gebrüder Frier sind folgende Beträge eingegangen: Firma Gebrüder Frier 100 M., Rentner August Beder 20 M., Fräulein Olga Beder 10 M., Freitag-Regelgesellschaft (Katholisches Kasino) 100 M., Geheimrat Ehler 100 M., Fräulein Wilhelmine Stumpf 10 M., Archivrat Dr. M. Domarus 20 M., Gotthard Deppner, Flörsheim a. M., 2 M.

Wir bitten dringend um weitere Gaben.

Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtbezirk Wiesbaden.

Für unsere Krieger:

„Jopie“ die wasserdichte Feldweste d. deutsch. Kaisers, wiegt nur 80 Gramm, ersetzt die lästige Woll- und Leder-Westen und bietet besten Schutz gegen Regen und Erkältung. Preis 31 Mk. in feldgrau und jägergrün, 28 Mk. in schwarz. Jopie II kostet 15 Mk., Jopie III 4.50 Mk. Sofortiger Versand per **Eilbrief** ins Kriegsgelände. Wasserdichte Offizierspelzerinnen, Gummi-Pelzerinnen, Mäntel, Waffenröcke und Beinkleider, sofort lieferbar zu niedrigen Preisen.

Königl. Hof- und Armee-Lieferanten

VIỆT-OR

sche Kunstanstalt Wiesbaden

Hofphotograph
C. H. Schiffer

Der Konfirmanden - Unterricht der Militärgemeinde

wird nach den Osterferien beginnen. Anmeldungen werden erbeten an **Konsistorialrat a. D. Neudörffer**,
Hilfsstr. 15. II. 2098

Evang. Familien-Almanach, Oberlahnstein a. Rh.
f. Schüler d. Gymnasiums u. Realprogymn. Vorzögl. Empfehl. Reihe
erzieher. Erfahrung. 1871. Initialisplan durch Prof. Paul Beer.

Herzogl. Braunsch. Baugewerkschule Holzminden.
 Errichtet 1831 **Hochbau** **Vergießungs- Anstalt** **Tiefbau** **Director C. Baermann**
 Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung, Winterunterricht 15. Oktober.
 Einrichtungs-Kost mit den Königl. Deutsch. Baugewerkschulen

Die neuen

Flanelle

für Blusen und Hemden
sind eingetroffen.

 **R. Perrot Nachf.,**
Elsässer Zeugladen — Flanell-Haus,
Ecke Kl. u. Gr. Burenstrasse 1.

A technical drawing of a vertical ventilation shaft or chimney system. The drawing includes several labeled components:

- Bauchschornstein**: Points to the top cap of the chimney.
- Lüftungswindkappe**: Points to the wind cap at the top of the shaft.
- Bauchschornstein**: Points to the main body of the chimney.
- Schornstein**: Points to the side flue pipe.
- Schornstein**: Points to another section of the side flue pipe.
- Schornstein**: Points to the lower part of the side flue pipe.
- Schornstein**: Points to the base of the side flue pipe where it meets the main shaft.
- Schornstein**: Points to the very bottom of the main shaft.

The drawing shows a cross-section of the system, illustrating how air flows through the various pipes and caps.

Direkt importierte Savanna,
Bremer, Hamburger u. Holländer Cigarren.
Cigaretten und Rauchtabake
empfehle in großer Auswahl zu billigen Preisen.
1478 W. Bickel, Langgasse 20.



Den Interessenten möchten wir kennen

lernen, der gerade ein Fahrrad, eine Nähmaschine oder sonstige Zubehör- und Ersatzteile hierzu gebraucht. Vollwertige Fahrräder in jeder Preislage. Fahrräder mit Ringlager. Nähmaschinen aller Systeme, auch Bobbins, Zubehörteile wie Ketten, Paternen, Gloden, Pedale, Ketten, Sättel, Rückens usw. in größter Auswahl. Preisverzeichnisse auf Anfrage.  Vertreter gesucht.

Deutsche Fahrradwerke Sturm-Vogel, Gebr. Grüttner
 Berlin-Spandau 232. G. R. 1a



lernen, der gerade ein Fahrrad, eine Nähmaschine oder sonstige Zubehör- und Ersatzteile hierzu gebraucht. Vollwertige Fahrräder in jeder Preislage. Fahrräder mit Ringlager. Nähmaschinen aller Systeme, auch Hobbins, Zubehörtelle wie Nissen, Faternen,

Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel, Gebr. Grüttner
Berlin-Gatensee 232. G. R. 1a

1991-1992

Seiner im Kampfe für König und Vaterland erlittenen schweren Verwundung ist am 16. d. Mts., der

Königl. Regierungsrat

Herr Dr. Max Zimmer

erlegen. Ritter des Roten Adlerordens IV. Klasse

Die Königliche Regierung und das Oberversicherungsamt betrauern in dem Entschlafenen einen hervorragend begabten, mit umfassendem Wissen ausgestatteten und arbeitsfreudigen Beamten, der es verstanden hat, sich trotz der Kürze seiner hiesigen Tätigkeit allseitig freundschaftliche Verehrung zu erwerben.

Wiesbaden, 18. September 1914.

**Der Präsident und die Mitglieder
der Königlichen Regierung.**